

DER RIESENSCHMETTERLING VON BERLIN-CHARLOTTENBURG



**Eine Geschichte aus dem Lockdown
von Berthold von Kamptz**

1. Henkersmahlzeit in der Dämmerung

Es ist eine Geschichte, die ihr mir sicher nicht glauben wollt. Aber es hat sich genau so zugetragen. Die Ereignisse haben mich ruiniert. Und ich weiß, dass ich morgen nicht mehr am Leben sein werde. Die Fahrt nach Österreich in die Berge von Semmering wird meine letzte sein. Eine Henkersmahlzeit nehme ich noch in der Bahn ein: Ein Bier aus Berlin und ein Hendl mit Pommes und Salat, welches ich aus Wien mitgenommen habe, und mein Tagebuch, in dem ich der Nachwelt meine Taten erkläre.

Ich habe schon alles genau durchgeplant: Wenn der Zug in Semmering halten wird, werde ich den schlangenförmigen, steilen Weg hinauf zum Pass gehen. Auf halber Höhe werde ich in der Kneipe noch ein paar allerletzte Bierchen trinken und dann ab in die Einsamkeit. Dort oben werde ich ein letztes Mal die herrliche Aussicht ins Tal unterhalb der Klippen genießen. Und dann werde ich die Arme weit ausbreiten – wie ein Schmetterling – und mich in die Tiefe stürzen und für immer verschwinden.



Meine Geschichte habe ich während der Bahnfahrt von Berlin nach Wien und weiter Richtung Kurort Semmering geschrieben. Nun sitze ich am letzten Kapitel, während der Zug meinem Schicksal entgegenfährt.

(Da ich innerlich von den vergangenen Ereignissen der Coronakrise sehr bewegt bin, bitte ich meine teilweise chaotische Schreibweise zu entschuldigen.)

2. Wie alles begann

Ich heiße Hans Wachter, bin 44 Jahre alt und wurde als Einzelkind in Berlin geboren. Mein Vater war Ingenieur, meine Mutter eine leider erfolglose Schauspielerin. Ich wuchs behütet und als ganz normales Kind im Stadtbezirk Charlottenburg auf – nur, dass meine Eltern etwas wohlhabender als andere waren. Sie hatten ein großes Haus – fast schon eine kleine Villa – mit sehr alten Möbeln, einem Kamin und einer schönen Terrasse. Sie liebten die Kunst. Das hat mich enorm geprägt. In der Schule galt ich als Sonderling mit künstlerischer Ader und wurde oft gehänselt. Ich zog mich zurück und wurde zu einer Art Außenseiter. Ich passte nicht so recht in das Bild der braven, auf Regeln bedachten Gesellschaft rationaler Menschen, von denen die meisten später entweder stumpfe Handwerker oder spießige, mittelmäßige Bürokraten werden sollten und für einen künstlerisch angehauchten Menschen wie mich nichts übrig hatten.

Die meisten Lehrer halfen mir nicht, sondern gaben mir für jede Kleinigkeit die Schuld – auch wenn andere einen Konflikt ausgelöst hatten. Sie waren einfach nur bequem und nicht auf Gerechtigkeit bedacht. Sie wollten nur folgsame, mittelmäßige und nicht komplizierte oder überdurchschnittlich intelligente Schüler und auch nicht Leute wie mich, die einfach nur frei sein wollten. Ich passte also vielen Lehrern nicht und es war ihnen recht, wenn andere Schüler mich schikanierten.

Und wie sie verspotteten: „Der ist doch ein Künstler, ein Penner, ein Spinner, ein Traumtnzer... Der passt sich nie an die Gruppe an und macht doch lieber sein eigenes Ding!“ Ich empfand das so himmelschreiend ungerecht! Ich empfand mich als ganz normal und war ein Junge mit natürlichem Freiheitsdrang, der für Kunst, Musik und die Natur schwärmte, der gerne fotografierte und ein bisschen zeichnete. Ja, ich zeichnete wohl etwas ungewöhnliche Bilder – wie kreative Kinder das zuweilen tun: weinende Vögel, fliegende Hunde, bunte Hundenasen, lachende Katzen mit Sonnenbrillen und Sommerhten oder bunte Schmetterlinge. Einige Male waren auch Vampire und Werwlfe dabei. Für diese Phantasiegestalten hatten die anderen keinen Sinn. Schlimmer noch, es passte ihnen nicht und sie fanden mich einfach nur verrückt!

Das passte mir wiederum nicht und die anderen waren bald für mich kein Maßstab mehr. Ich ignorierte sie, so gut ich konnte. Htten sie mir etwas Edleres, Besseres, Intelligenteres aufgezeigt, hätte ich mich überzeugen lassen – aber da war nichts. Sie konnten nicht einmal ihre Kritik an meiner Person verbal verständlich rberbringen. Obwohl wir dieselbe Sprache sprachen, war Kommunikation zwischen uns nicht möglich. Da ich keine Freunde hatte, ging ich einsam meinen Hobbys nach, redete mit niemandem darüber und tat nach außen auf normal und angepasst.

Das funktionierte gut und so lernte ich doch noch einige Freunde kennen und ich erholte mich von meinen vergangenen Demütigungen. Richtig akzeptiert wurde ich erst, als ich mich zu einem rhetorisch begabten Schüler entwickelte, der sich auch wehren konnte! Nicht nur mit Worten, sondern – je älter ich wurde – mitunter auch mit Fäusten. Und in der Stille

beschäftigte ich mich weiterhin mit Musik, Kunst und Fotografie – besonders klassische und romantische Musik und Kunst, aber auch innovativen Rock und Pop.

Kurz vor der Pubertät begann meine besondere Neigung für Tiere. Ich liebte Schmetterlinge, besonders die Zitronenfalter! Im Garten meiner Eltern wuchs viel Sommerflieder, auch Schmetterlingsstrauch genannt. Ich saß stundenlang davor und beobachtete, wie die gelben Falter ihre Flügel ausbreiteten, wie sie flogen, wie sie Nektar aus den Blüten sog. Ich fotografierte sie, entwickelte die Fotos und dekorierte mein ganzes Zimmer mit Schmetterlingsbildern.

Meine Eltern waren zunächst begeistert. Doch irgendwann wurde es ihnen zu viel und schließlich zerstörte meine Mutter in einem Wutanfall sämtliche Bilder. So konnte ich meine Träumereien vorerst begraben. Ich war verzweifelt und vertraute mich einer meiner Lehrerinnen an. Sie redete mit meinen Eltern und ich durfte meine Schmetterlingsbilder wieder aufhängen – allerdings nicht mehr als fünf Stück. So gewann ich meine Freude zurück.

Mit 16 verliebte ich mich zum ersten Mal. Sie hieß Carla und ging wie ich in der Oberstufe, eine Klasse höher als ich. Doch unsere beginnende Romanze zerbrach, als sie wegen schlechter Leistungen in Latein von der Schule flog. Ich war sehr traurig.

Nach dem Abitur entschied ich mich für eine Lehre als Fotograf im Studio Siebert. Es schien mir sicherer zu sein, einer Arbeit mit festem Gehalt nachzugehen, als den unsicheren Weg eines Künstlers. Betriebswirtschaftslehre oder Jura zu studieren oder Handwerker zu werden, hatte ich keine Lust und ich war für solche Wege auch gänzlich ungeeignet. Als Fotograf könnte ich meinen Neigungen nachgehen und malen, musizieren – wenn auch nur privat und als Hobby – so hoffte ich. Vielleicht würde ja später doch mehr daraus entstehen. Wer wusste das so genau?

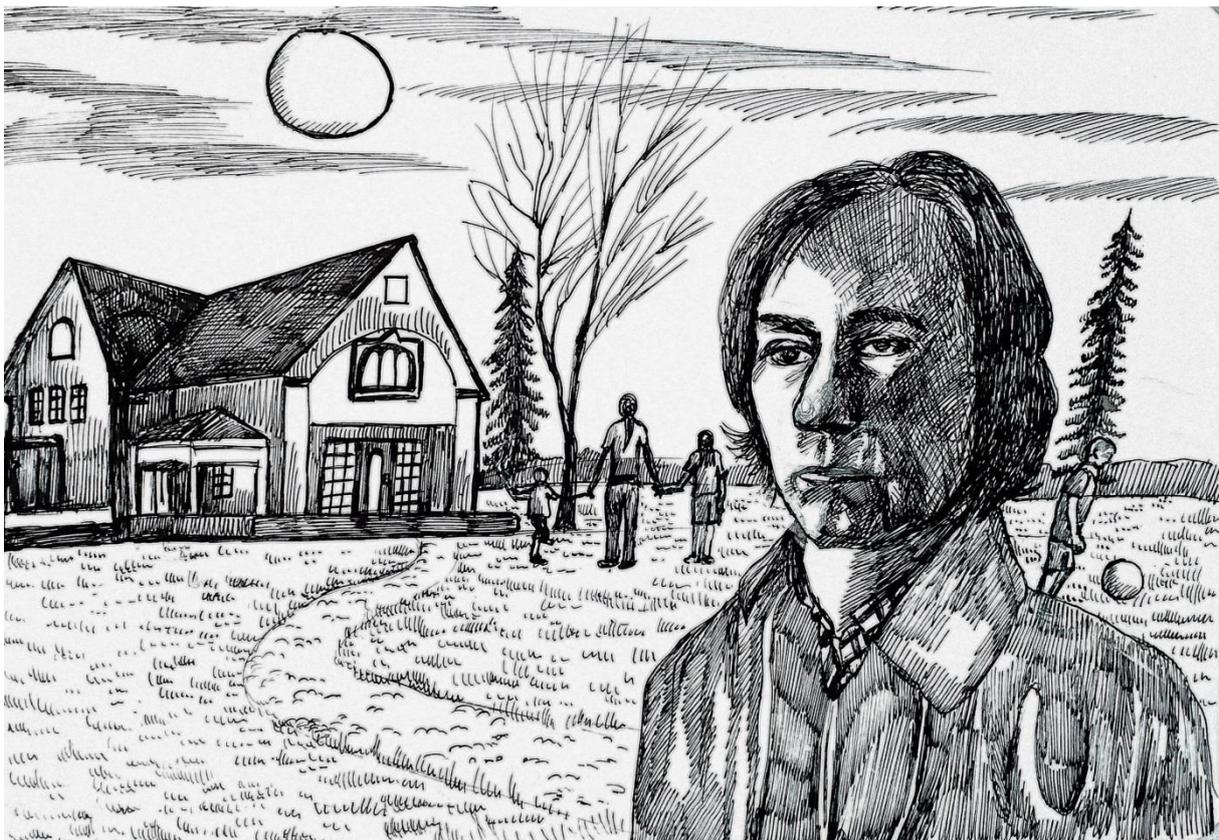
Ich verdiente als Fotograf gutes Geld! Ich richtete mir nach der Lehre sogar ein eigenes kleines Fotostudio ein. Die Leute mochten meine Arbeit und ich hatte jede Menge Kunden. Mit 26 Jahren heiratete ich Lisa, eine Schweizerin. Wir waren sehr verliebt und glücklich. Der plötzliche Unfalltod meiner Eltern jedoch brachte eine Wende in mein Leben. Ich erbe im Alter von 30 Jahren viel Geld, eine Villa und ein großes Auto. Ich war damit völlig überfordert. Das war emotional ein schwerer Schlag für mich.

Onkel Franz, der Bruder meines verstorbenen Vaters, tat alles um mich zu trösten und aufzurichten. Er war erfolgreicher Makler und ein sensibler, kulturell sehr interessierter Mensch. Er selbst konnte den Krebstod seiner Frau – Tante Lena – nicht verkraften. Zudem hatte er Schwierigkeiten mit seinem Sohn Torsten, den der Verlust der Mutter aggressiv gemacht hatte und in den Alkohol trieb. Während der Kontakt zu seinem Sohn immer mehr abbrach und Franz vereinsamte, baute er zu mir eine immer zärtlichere und tiefere Bindung auf. Da er mit seinem eigenen Sohn nicht reden konnte, sahen wir uns sehr oft. Uns verband die Liebe zur Kunst und wir redeten auch über unsere Lieblingsautoren – E. T. A. Hoffmann, Hermann Hesse, Max Frisch, Oscar Wilde, Wolfgang Borchert, Hemmingway, F. Scott Fitzgerald, aber auch über die Musik von Mozart, Beethoven, Bach. Er hatte eine riesige Plattensammlung, in der auch Jazz-, Blues- und Popmusik zu finden waren. Und so war ich

für ihn wie ein Sohn und ich besuchte ihn oft in seinem eleganten Haus in Berlin-Grünwald. Und so sehr ich ihn auch mochte, war er trotzdem kein richtiger Vaterersatz. Emotional konnte ich den Verlust meiner Eltern nicht verarbeiten und vor allem konnte ich mit dem neuen Besitz nicht umgehen. Ich begann zu trinken, verschleuderte eine Zeit lang mein Geld und häufte sogar Schulden an. Onkel Franz gefiel das nicht, aber er mir verzieh mir. Das wirkliche Ausmaß meiner Verschwendung verbarg ich allerdings damals vor ihm. Ich gestand ihm das alles nur in abgemilderter Form. Er redete mir tief ins Gewissen. Ich konnte seine Ratschläge jedoch nicht gleich annehmen und war erst viel später innerlich bereit, Änderungen in meinem Leben zum Positiven vorzunehmen.

Das Alles zerstörte die Beziehung zu Lisa und wir trennten uns. Es entwickelte sich ein unschöner Scheidungskrieg. Er ging aber glimpflich aus, weil wir keine Kinder hatten. Ich musste ihr Geld zahlen und dann war die Sache durch. Onkel Franz half mir natürlich wo er konnte.

Danach hatte ich einige Affären. Männer wie ich, „im besten Alter“ und mit eigenem Haus, waren beliebt. Doch One-Night-Stands waren nicht so mein Ding. Ich suchte was Festes, brauchte Halt.



Dann lernte ich Catarina kennen. Sie kam aus Portugal. Sie wurde meine zweite große Liebe und wendete mein Leben zum Guten. Mit ihr stimmte einfach alles: Verständnis, Kommunikation, Liebe, Sex (die intimen Beziehungen). Wir konnten einfach nicht voneinander lassen und Catarina zog bald bei mir ein. 2011 wurde unsere Tochter Carolina geboren, schon im Jahr darauf unser Sohn Tom und 2014 war unsere Familie mit der Geburt

von Phil komplett. Alles lief harmonisch und glücklich. Mein Fotostudio ging gut und meine wirtschaftliche Lage stabilisierte sich ein wenig. Ich genoss sogar künstlerische Anerkennung mit einer größeren Foto-Ausstellung in einer bekannten Galerie in der Fasanenstraße. Meine übergroßen Schmetterlingsmotive kamen besonders gut an. Catarina war stolz auf mich. Sie war meine Muse und inspirierte mich zu immer neuen künstlerischen Ambitionen. Oft fotografierte ich sie. Im privaten Bereich auch in pikanten Posen.

3. Ein unbekanntes Ungeheuer (Schreckgespenst) geht um – Corona

Eines Tages hörten wir die ersten Nachrichten über ein bislang unbekanntes Virus – Corona. Das war im Februar 2020. In den Zeitungen, im Radio und im Fernsehen wurde über seine Gefährlichkeit informiert. Zunächst war es noch fern, in anderen Ländern, aber es kam bald näher. Es waren auch in Europa schon mehrere infizierte Menschen gestorben. „Corona? Das ist Blödsinn!“, sagte ich. „Das ist doch nur Panikmache durch die Medien.“ Catarina stimmte zu „Da sind nur wenige Fälle. Da ist nichts“. Nach ein paar Wochen jedoch wurde im Fernsehen angekündigt, dass alle Geschäfte, Restaurants, Sportvereine, Spielplätze, Kirchen, Theater, Kinos, Konzerthallen, Kaufhäuser geschlossen werden sollten. Es sollte einen „Lockdown“ geben.

Das passte uns beiden gar nicht. Catarina wollte doch ihre Tante in Hamburg besuchen. „Dann aber schnell, bevor alles zu macht und das Reiseverbot kommt“, sagte ich mit einem unguuten Gefühl. Schließlich fuhr sie los und ich blieb Zuhause. Ich kümmerte mich um meine Arbeit und gleichzeitig um die Kinder – es waren ja Ferien. Wir gingen noch fröhlich zusammen ins Kino, ins Museum und in Parks, denn ich hielt die Corona-Warnungen ja für übertrieben. Dann kam Catarina aus Hamburg zurück und wirkte etwas gestresst. „Das wird wohl durch die kommende Schließung der Geschäfte kommen. Das wird für alle schwer sein“, dachte ich. Ich konnte mir das gar nicht vorstellen – erst recht nicht die Konsequenzen.

Am Freitag vor dem Lockdown fuhr ich für eine Kundin noch in mein Studio. Es war eine junge Afrikanerin. Sie hieß Malika und wollte Model werden. Deshalb mussten die Fotos super werden und sie wollte sich das etwas kosten lassen – 200 Euro. Nach unserer Fotosession bat mich sie mich, sie vom Studio nach Hause zu begleiten, weil es schon dunkel wurde. Wir nahmen die Straßenbahn zur Petersburger Straße. Schon auf dem Weg fragte sie mich, ob ich noch helfen könnte, Sachen aus ihrem Keller zu holen. Sie hätte sich gerade von ihrem Freund getrennt und deshalb vor wenigen Tagen in diese Wohnung in Friedrichshain gezogen. „Kein Problem. Aber nur kurz“, sagte ich. Es war gar nicht viel, ein Paar Tüten und ein Tisch. Dann bot sie mir eine Limonade an und schaltete den Fernseher ein. „Was machst Du eigentlich, wenn alles schließt?“, fragte ich. „Ich will meine Mutter besuchen. Meine Schwester kommt einige Zeit zu Besuch“, sagt sie. „Dann wünsche ich alles Gute“, sagte ich. „Aber denk daran das Geld zu überweisen. Vorher gibt es die Fotos nicht“, ergänzte ich, bevor ich ging.

4. Dann war er da, der Shutdown

Ich hatte am Samstagvormittag noch einen Job als Hochzeitsfotograf – Standesamt, Gruppenfotos und das Paar ablichten. 400 Euro pauschal waren vereinbart. Das letzte Wochenende vor dem Lockdown verbrachte ich mit meiner Familie harmonisch. Wir spielten „Mensch-Ärgere-Dich-Nicht“ und „Schach“, gingen spazieren und Catarina kochte. Dann kam der Shutdown. Und auf einmal war alles anders. Alles war dicht – auch die Schulen. Nichts ging mehr. Nur Supermärkte durften öffnen und Apotheken. Und Arztpraxen, die man nur im Notfall besuchen konnte – erst recht, wenn sich jemand mit dem Coronavirus infiziert hatte. Wer verdächtige Symptome hatte, musste eigentlich sogar dringend zum Arzt! Alles war verwirrend.



Ich kam mir vor, wie im falschen Film: keine Menschen mehr auf der Straße. Es war unheimlich, bedrohlich sogar. Für mich erschien das wie ein Ausdruck einer kranken Welt. Wir wussten nicht, was noch auf uns zukommen sollte. Wir wussten gar nichts. Es kam in dieser Phase bei uns doch große Angst auf. Ich erkannte, wie jeder einzelne Mensch von der Gesellschaft, der Politik und seiner Umgebung abhängig ist. Ich begriff, dass ohne Solidarität nichts gehen würde.

Wir hingen nur vor dem Fernseher und lauschten den Worten der Bundeskanzlerin und den Virologen, die über das neuartige Coronavirus diskutierten und nach Lösungen suchten.

Ich verlor in dieser Zeit alle Foto-Aufträge. Die Leute hatten Angst vor Kontakt und wussten nicht, ob auf sie selbst noch finanzielle Einbußen zukommen würden und stornierten kurzfristig. Selbst ein Buchprojekt wurde abgesagt, für das ich schon Aufnahmen gemacht hatte. In der Folge hatte ich kein Geld mehr. Unterstützung würde ich sicher nicht bekommen. Ich dachte an Onkel Franz. Er war ja seit dem Tod meiner Eltern immer für mich dagewesen. Ich hoffte im Stillen, er würde auch in diesen schweren Zeiten für mich und meine Familie da sein.

Zu Hause erklärte ich Catarina und den Kindern die Situation: „Hört mal, es sind schlimme Zeiten angebrochen. Keine Schule. Meine Aufträge sind alle weg. Es ist kein Geld da. Selbst die 400 Euro für die letzten Hochzeitsfotos, bekomme ich nicht. Die Leute sind vermutlich auch pleite. Es wird schwierig sein, die nächste Zeit zu überstehen.“ Wir schwiegen alle eine Weile, dann setzte ich hinzu: „Onkel Franz könnte unsere einzige Hilfe sein. Ansonsten wären wir in einem Monat pleite, denn ich habe keinerlei Rücklagen.“ „Hans, Du wirst doch irgendwas weggelegt haben!“, warf Catarina entsetzt ein. „Nein, das habe ich nicht. Ich habe noch Schulden aus der Zeit, als es mir nach dem Tod meiner Eltern schlecht ging – das hatte ich Dir doch erzählt“, sagte ich. Doch Catarina schien immer noch nicht zu verstehen oder wollte es nicht: „Dann nimm doch einen Kredit auf!“ „Nein, ich habe schon drei Kredite, da geht im Moment nichts.“ „Dann wende Dich an den Staat“, erwiderte sie. „Nein, ich kriege bestimmt nichts! `Sie haben ein großes Haus´, werden sie mir sagen, `verkaufen Sie erst Ihren Besitz!´“ Erst wenn alles weg ist, dann werde ich Hilfe kriegen. Das ist nicht die Lösung für uns. Ja, ich könnte theoretisch das Haus verkaufen, aber das Geld ist dann irgendwann auch weg, wenn die Arbeit wegbleibt. Und dann haben wir gar nichts mehr“, sagte ich. „Dann versuch doch irgendwas anderes.“ „Catarina, noch einmal: Ich bin hoch verschuldet. Ich kann nicht mehr ausgeben, als ich habe. Wenn die Aufträge weg sind, habe ich logischerweise kein Geld mehr. Das ist doch klar“, sagte ich. „Und was willst Du dann machen?“, fragte Catarina. „Ich muss zu Onkel Franz. Nur er kann uns helfen. Ich hatte das gerade eben schon gesagt“, sagte ich. „Hans, ich hab Angst, wie soll das weitergehen mit uns? Schulen haben dicht, Dein Studio zu, kein Geld und nur ein Onkel als Hilfe für fünf Personen?!“ Die Kinder hatten bis dahin geschwiegen, hielten es aber nicht mehr aus. „Ich kann das nicht mehr hören“, sagte Tom. „Ich auch nicht mehr“, quietschte der sechsjährige Phil und hielt sich dabei die Ohren zu. Und so redeten alle durcheinander und Carolina hatte stille Tränen in den Augen.

5. Kaufen, was man kriegen kann

„Wir müssen uns jetzt unbedingt Nahrungsmittelvorräte anschaffen“, sagte ich. „Ja, müssen wir aber vielleicht sind wir auch bald alle wegen Corona tot“, sagte Catarina. Ich zuckte ratlos mit den Schultern: „Kann möglich sein“. „Gut, Hans, Du musst bitte einkaufen. Ich kann sonst nicht kochen. Die Kinder müssen doch was zu essen haben“, bat Catarina. „Ich weiß, ich weiß. Mach ich. Schreib mir eine Liste auf“, sagte ich und holte Zettel und Stift aus einem Schrank. Catarina diktierte und ich schrieb auf: Klopapier 6 Pakete, Bohnen, Öl zum Braten, Margarine, Kartoffeln (3 Säcke, Brote, Dosen, Saft, 6 Pakete Wasser, Salat, Joghurt, Salami, Käse, 2 Six-Pack Bier und einen Wein. „Mach die Liste nicht zu lang. Das sind 100 Euro und

die sind bestimmt nicht auf dem Konto“, sagte ich. „Aber Du musst doch irgendwo noch Geld haben“, sagte Catarina nervös. „Nein, ich habe keins. Und wenn, ist das nur ein bisschen aber nicht genug. Woher soll ich denn Geld nehmen? Einem nackten Mann kann man nicht in die Tasche greifen. Wer nichts hat, hat nichts – hat aber auch nichts zu verlieren“, sagte ich.

Ich zeigte auf die Zeitungen auf dem Tisch: „Da ist schon ein Mann durchgedreht. Der hat sich ausgezogen und lief nackt durch die Straßen und schrie immer wieder `Scheiß Corona, Scheiß Corona´ Und dann wurde er von der Polizei überwältigt und verhaftet. Das steht da drin“. „Schluss jetzt, Du musst los“, sagte Catarina und wies auf meine Pflicht hin, für die Familie zu sorgen – was in dieser Corona-Zeit für viele Menschen eine „Mission Impossible“ war. „Ja“, sagte ich kurz und ging in den Keller, nahm den Einkaufsrollwagen, zog meine Lederjacke an und machte mich auf den Weg.



Draußen war niemand und es war kalt an diesem Tag im März 2020 (den genauen Tag weiß ich nicht mehr). Die ganzen Straßen waren komplett leer. Nur vor dem Supermarkt waren einige Leute. Als ich hineinging, waren dort viele Leute und sie kauften – fast panisch – ein, was sie kriegen konnten. Noch nie hatte ich die Einkaufswagen der Menschen so voll beladen gesehen, wie in dieser Zeit. Die Kühlschränke dieser Leute müssten wohl so voll sein, dass sie überquellen, stellte ich mir vor.

Ich wollte Klopapier kaufen und ging zum Regal, auf dem sich normalerweise viele Klopapierpakete befanden. Doch es war alles komplett leergekauft. Nie zuvor hatte ich in

einem Supermarkt auch nur ein einziges leeres Regal gesehen! Ich ging weiter zum Nudel-Regal. Auch dort war alles leergefegt. Es gab auch kein Mehl mehr – nur noch ein weißes Häufchen von einer aufgeplatzten Tüte. Als es aber auch kein Brot, keine Milch und auch keinen Reis mehr gab, wurde ich erst ärgerlich, dann immer unruhiger. Ich ging mit dem Rollwagen immer schneller zum Konserven-Regal und füllte meinen Rollwagen mit Dosen. Ich bekam auch noch Wasser, Bohnen, Öl und nahm die letzten drei Säcke Kartoffeln aus einer großen Stiege.



Dann stellte ich mich an der langen Schlange an, die zur Kasse eins führte. Die anderen zwei Kassen waren geschlossen. Endlich kam eine zweite Verkäuferin und öffnete eine weitere Kasse. „Jetzt bitte, zweite Kasse!“ schrie sie und die Schlange verteilte sich auf beide Kassen. Die Kassiererinnen arbeiteten im Rekordtempo. Niemals habe ich die Leute so in Bewegung gesehen wie in dieser Corona-Lockdown-Zeit im März 2020. Ich blieb in der Schlange, die zur ersten Kasse führte. Und ich beobachtete die Menschen.

Nur wenige trugen Masken. Viele waren selbst genäht. Einige hatten sich welche im Internet bestellt oder in der Apotheke gekauft – falls in dieser Zeit überhaupt welche zu bekommen waren. Die Maskenpflicht kam ja erst später und ausreichend Masken für alle kamen auch erst viel später in den Handel.

Dann traf ich eine Nachbarin. Es war Frau Rösler, die drei Häuser weiter weg wohnte. Sie riet mir: „Ich würde alles kaufen – noch mehr Dosen, noch mehr Reis, noch mehr Klopapier, noch mehr Mehl. Wer weiß, was noch kommt und ob wir demnächst noch genug Essen

bekommen“. Eine andere ältere Dame hörte das Gespräch mit: „Ja, alles kaufen. Morgen gibt es vielleicht schon nichts mehr. Kauft doch Saatgut – Kartoffeln und Gemüse anbauen im Garten für die Not, das haben meine Eltern nach dem Krieg auch gemacht!“, sagte sie. Kopfschüttelnd meine Frau Rösler „Gemüse, Kartoffeln? Da kommen Räuber in diesen schweren Zeiten und klauen alles!“ Ich schmunzelte: „Vielleicht ist die Idee nicht dumm, aber wir sind fünf Personen. Das braucht Zeit zum Wachsen und ist schnell weggeessen. Und meine Kinder sind verwöhnt. Die wollen nicht nur Kartoffeln und Gemüse. Das würden nur meine Lebensgefährtin und ich essen.“

Eine fremde Frau mischte sich ein: „Das ist doch aber besser als gar nichts. Ich hoffe, der Staat lässt uns nicht verhungern!“ Die Verkäuferin hörte das Gespräch mit und beruhigte: „Keine Panik, keine Panik! Es ist genug für alle da! Die Versorgung ist garantiert! Es handelt sich nur um vorläufige Lieferschwierigkeiten!“ Die Leute guckten ungläubig und ein dicker Mann krächte frech von hinten: „Aber wo kriegen wir nun Klopapier her? Wir wollen unser Geschäft nicht im Wald verrichten!“ „Ruhig, ruhig! Es wird eine Lösung gefunden werden. Es wird nachgeliefert werden“, sagte die Verkäuferin. „Aber hoffentlich. Denn gestern war auch alles weg. Wir werden uns beschweren“, sagte die alte Frau. Wütend blickt sie auf eine Frau, welche die letzten Klorollen mitgenommen und in den Einkaufswagen gepackt hatte. „Die ist es! Die kauft immer alles weg. Und ich kenne auch einen grauhaarigen Mann mit Glatze, der ein Restaurant hat. Der kauft auch immer alles schon gleich frühmorgens weg“, keifte sie. Ich blickte sie verdutzt an. Ich fand ihre Reaktion übertrieben und unpassend.

Was mich im Inneren störte und beunruhigte, war, wie viele Menschen andere argwöhnisch beobachteten. Sie schienen sich gegenseitig zu bespitzeln und zu kontrollieren, wieviel mehr andere im Einkaufswagen hätten. Es herrschte gegenseitige Überwachung und oft Egoismus pur. In der Anfangsphase – bevor öffentlich zur Solidarität aufgerufen wurde – dachten die meisten in meinem Umfeld nur noch an sich. Jeder schien möglichst viel wegraffen zu wollen, besonders Klopapier, Mehl, Spaghetti in den Supermärkten und Toys im Internet. Viele regte es dann auf, wenn kein Klopapier, kein Mehl, keine Spaghetti mehr da waren. Auch ich ärgerte mich darüber. Aber ich war ja kein bisschen besser als die anderen. Deshalb kann ich auch nur Zyniker sein und nicht mit erhobenem Zeigefinger auftreten, wenn ich das so beschreibe ...

„Das geht so nicht. Wir werden uns beschweren“, rief Frau Rösler. „Tut mir leid, ihr müsst mehr Abstand nehmen, bitte! Es sind nur Versorgungsengpässe! Ihr könnt zu dem Supermarkt 200 Meter weiter gehen. Der hat bestimmt noch was“, debattierte die Kassiererin. Frau Rösler aber ging weiter zur dritten Kasse, die noch immer geschlossen war. Leicht verärgert blieb ich in der Schlange stehen. „Da ist auch nichts. Im Markt nebenan war ich schon. Kein Brot. Kein Mehl. Keine Spaghetti. Kein Klopapier. Da gibt’s fast nichts“, sagte Frau Rösler enttäuscht. „Da muss doch zumindest Brot sein“, meinte ich, „ansonsten kann man das vergessen“. Und so wartete ich in der Schlange, bis ich endlich dran war. Ich hatte eigentlich nur wenig Lebensmittel im Wagen, trotzdem fiel mir beim Auspacken ein Joghurt runter. „Das kann passieren. Pass nächstes Mal besser auf und nimm einen Einkaufswagen bitte“, sagte die Kassiererin. Dann erhob sie sich mit einem Seufzen von der Kasse, lief quer durch den Supermarkt und kam mit Putzlappen und einem Wassereimer wieder. Dann wandte sie sich an einen Kollegen: „Holger, kannst Du das mal eben mal machen, bitte? Ich muss weiter kassieren“. Der rief „Selbstverständlich!“, eilte herbei, wischte die ausgelaufene

Joghurtsoße auf und nahm den kaputten Becher mit.

Plötzlich zeigte die Kassiererin auf eine verlassene Einkaufsstüte, die am Eingangsbereich stand: „Hallo? Da ist jemand schusselig und hat seine Einkäufe stehen gelassen? Und da hinten hat jemand mehrere Tüten Tomaten aus dem Gemüsefach genommen, hat das auf den Eisschrank gestellt und ist einfach abgehauen! Es sind doch schon alle verrückt geworden!“, schimpfte sie.

Ein älterer Mann, der vor mir an der Kasse war und gerade noch seine Sachen einpackte, kam hinzu. „Es sind heute alle Corona-verrückt“, sagte er. „Ich glaube auch. Ich glaube ich breche noch heute zusammen. Ich arbeite hier für vier Leute“, sagte die Kassiererin. „Dann musst Du mal verreisen, vielleicht nach Mallorca!“, sagte der Mann scherzhaft. „Da ist Ausreiseverbot. Da geht nichts. Ich glaube, ich stehe noch das ganze Jahr an der Kasse“, sagte sie. „Natürlich geht das nicht. Das war auch nur ein Scherz. Wir müssen das erst mal alles überleben“, sagte er. „Aber hier in unserem Markt soll einer die ganzen Brote, das Gemüse und Obst erst aus den Fächern oder Regalen genommen und angeleckt haben und dann wieder in die Regale zurückgestellt haben. Und dieser Mann soll sogar ein Coronainfizierter sein! Was ist dran an der Geschichte?“, fragte der Mann. „Ja, die Polizei hat den Mann geschnappt. Er hat jetzt Hausverbot und gegen ihn läuft ein Strafverfahren. Ein Verrückter!“, sagte die Kassiererin, während sie meine Sachen vom Fließband nahm und absannte. „Dann ist ja gut“, meinte der Mann und verschwand. Ich erschrak. Ein coronainfizierter Verrückter, der Obst, Gemüse und Brot aus den Regalen anleckt und wieder zurückstellt, um andere Leute zu infizieren? Ich konnte das nicht glauben. Dann war die Kassiererin mit dem Scannen fertig: „48 Euro und 30 bitte“. Ich holte meine Karte aus der Tasche und steckte sie in den Kartenleser. „Zahlung leider nicht möglich“, stand auf dem Display. Ich stutzte. „Hm, mein Konto gesperrt“, dachte ich. Die Leute in der Schlange waren nervös und verärgert. „Funktioniert etwa die Karte nicht?“, schrie eine Frau in der Schlange wütend. „Entschuldigung. Es ist Corona-Krise, meine Aufträge sind weg ... eine schwere Zeit“, stammelte ich. „Das prüft man doch vorher, ob genug Geld auf dem Konto ist“, rief ein Mann. „Ich glaub es nicht. Jetzt muss ich das alles abbrechen. Aber Du musst alles zurückstellen“, sagte die Kassiererin. „Tut mir leid“, sagte ich. Ich wühlte verzweifelt in meinem Portemonnaie rum. „Moment, ich hab noch eine andere Karte. Das war die falsche Karte. Auf meinem zweiten Privatkonto ist noch was drauf“, sagte ich und holte die Karte wie einen Trumpf hervor. „Dann Karte reinstecken und beeilen. Es warten Leute“, sagte sie. Und ich gab die Pin ein. Die Zahlung funktionierte und ich freute mich, als hätte ich sechs Richtige im Lotto gewonnen. „Na, das haben wir ja geschafft“, sagte die Kassiererin. Ich packte nach der Zahlung schnell alles zurück in den Rollwagen und verließ den Supermarkt.

Draußen sprach mich ein Obdachloser an, der dort im Schneidersitz auf dem Boden saß: „Hast Du mal ein Euro?“. „Tut mir leid, ich hab selbst nichts“, sagte ich verlegen und zog meinen Rollwagen hinter mir her. „Aber Du hast doch Geld – Du hast doch eingekauft und ich hab Hunger!“. „Ich kann nur 50 Cent geben, mehr habe ich nicht“, sagte ich. Ich zog mein Portemonnaie hervor und gab ihm 50 Cent, mehr hatte ich wirklich nicht. Ich wollte etwas Gutes tun. „Hey, Du hast doch noch mehr. Ich will einen Euro!“, sagte er. Ich war peinlich berührt und verärgert. Da war keine Spur von Dankbarkeit, vermutlich war er völlig am Ende und kurz davor ein Dieb zu werden. Ich ließ ihn stehen und marschierte mit meinen Einkäufen im Wagen nach Hause.

Doch auf halber Strecke musste ich mich erst einmal von den Vorfällen erholen und trank ein Bier. Dann noch eins. Erst dann ging ich weiter nach Hause. Plötzlich kippte der Rollwagen um und sämtliche Dosen fielen aus der Tasche und rollten über die Straße. „Scheiße“, schrie ich. „Das kann doch nicht wahr sein“. Ich packte alles recht und schlecht wieder zusammen und eilte nach Hause.

6. Wo ist Klopapier?

Am Haus angekommen, stellte ich die Einkaufstüten und den Wagen völlig genervt einfach auf die Terrasse und ging hinein, um mit Catarina zu reden. Sie ärgerte sich, dass ich nicht alles bekommen hatte. „Was? Du hast fast nichts bekommen?“ „Nein, Vieles nicht“, sagte ich. „Wo ist Klopapier?“ „Habe ich auch nicht.“ „Wo ist Mehl, wo Spaghetti? Noch nicht einmal Brot?“, schrie sie. „Reg Dich bitte nicht so auf. In der Coronakrise gibt es in vielen Geschäften nicht alles“, sagte ich. Ich erklärte ihr die Situation. Doch sie verstand anscheinend nicht alles. Sie konnte als Portugiesin noch nicht gut genug Deutsch und las deshalb auch keine Zeitung. Aber Catarina wollte von mir Antworten, die ich ihr nicht geben konnte: „Wie lange dauert das mit dem Coronavirus? Wann kriegen wir wieder Klopapier, Mehl oder Spaghetti?“ „Ich kann das nicht sagen. Da musst Du die Virologen fragen. Wir kennen das Virus noch nicht. Es ist noch ganz neu. Es gibt noch keinen Impfstoff und wir wissen nicht, wann der kommt und wie er wirkt. Wir wissen auch nicht, ob es – wenn jemand geheilt werden konnte – Nebenwirkungen gibt. Und so lange das alles nicht klar ist, bleibt auch der Lockdown. Ich kann Dir doch auch nicht sagen, wann Klopapier, Mehl oder Spaghetti geliefert werden“, sagte ich. Ich konnte Catarina nur raten ruhig zu bleiben und den Fernseher anzumachen und sich selbst zu informieren.

Um mich abzuregen, ging ich zu den Kindern. Ich spielte mit Tom eine Blitzpartie Schach, mit Phil ein wenig Lego und mit Carolina malte ich. Mein Augenmerk fiel auf ein Schmetterlingsbild, das sie mit Aquarellfarben gemalt hatte. „Das hast Du gemalt?“ fragte ich. „Ja“, sagte sie. Ich war überrascht und erfreut: „Weißt Du was? Ich habe als Kind auch am liebsten Schmetterlinge gemalt. Was für ein Zufall!“ Und dann erzählte ich Carolina aus meiner Kindheit – wie ich malte und malte, wie meine Mutter die Bilder wegnahm und wie ich dann doch fünf wieder aufhängen durfte. „Das ist eine komische Geschichte“, sagte Carolina. „Naja – ich hab’s wohl etwas übertrieben mit meinen Schmetterlingen. Ich malte damals auch weinende Goldfische und fliegende Hunde und das mochten meine Mitschüler ganz und gar nicht und sie ärgerten mich. Zum Teil kann ich das auch verstehen – auf der anderen Seite reagierten sie übertrieben. Das waren Spießler oder Proleten. Sollte ich einen Mitschüler von früher treffen – wir grüßen uns nicht und reden bis heute kein Wort miteinander. Sie sind für mich nur Luft“, sagte ich lächelnd, „So bewahre ich meinen inneren Frieden“.

Ich ermunterte meine Tochter im Lockdown weiterhin Schmetterlinge zu malen. Sie freute sich über meine Zustimmung und meinte „Das ist eine gute Idee. Ich bin ohnehin die ganze Zeit im Haus. Ich habe Angst nach draußen zu laufen wegen dem Coronavirus. Ich hab Angst, dass ich mich anstecke. Ich bleibe lieber in meinem Zimmer“, sagte sie. „Hey, Du kannst nicht die ganze Zeit im Haus rumsitzen. Du musst auch mal rausgehen. Das können wir auch

zusammen machen oder sogar wir alle fünf. Ich hatte nur in letzter Zeit Stress wegen Corona, aber wir kriegen alles hin. Und Du musst bitte auch Deine Hausaufgaben machen. Du kriegst doch wie alle Kinder Lernpakete, solange die Schule geschlossen ist. Und Du musst die Aufgaben in den Lernpaketen machen“, sagte ich. Ich verstand immer noch nicht recht, warum sich das Mädchen von der Familie abkapselte. Plötzlich flüsterte sie mir zitternd zu: „Papa, draußen läuft ein Monster rum. Ein Schmetterlingsmonster.“ „Ein Schmetterlingsmonster?“, fragte ich verblüfft. Ich konnte es kaum glauben. „Ja, ein Schmetterlingsmonster. Vielleicht eine Fee. Es ist ein Riesenschmetterling mit Frauenkopf. Es wirft einen riesigen Schatten“, sagte Carolina bedrückt. „Hast Du denn diesen Riesenschmetterling gesehen oder das Schmetterlingsmonster?“, fragte ich. „Nein. Von Erzählungen. Der Penner vor dem Supermarkt hat mir davon erzählt, als ich neulich dort auf Mama wartete. Er erzählte, dass er diesen Riesenschmetterling gesehen hat – ein Monster – und dass wir alle in Gefahr seien!“ „Das ist unmöglich, Carolina. Ich werde mit dem Mann reden. Das ist doch unmöglich einem Kind solch eine Geschichte zu erzählen“, sagte ich. „Bitte, bitte, Papa, Du musst im Garten suchen. Wir müssen Fenster und Türen schließen. Damit das Schmetterlingsmonster nicht reinkommt!“, rief sie mit Tränen in den Augen. Ich sprang auf: „Das gibt es doch gar nicht. Das ist Papperlapapp und eine Spinnergeschichte!“

„Aber Papa, Du m u s s t mir glauben“, rief sie mir nach, als ich die Treppe hinunter zu Catarina lief. Sie merkte gleich, dass etwas nicht stimmte. „Was ist?“, fragte sie. „Nichts“.

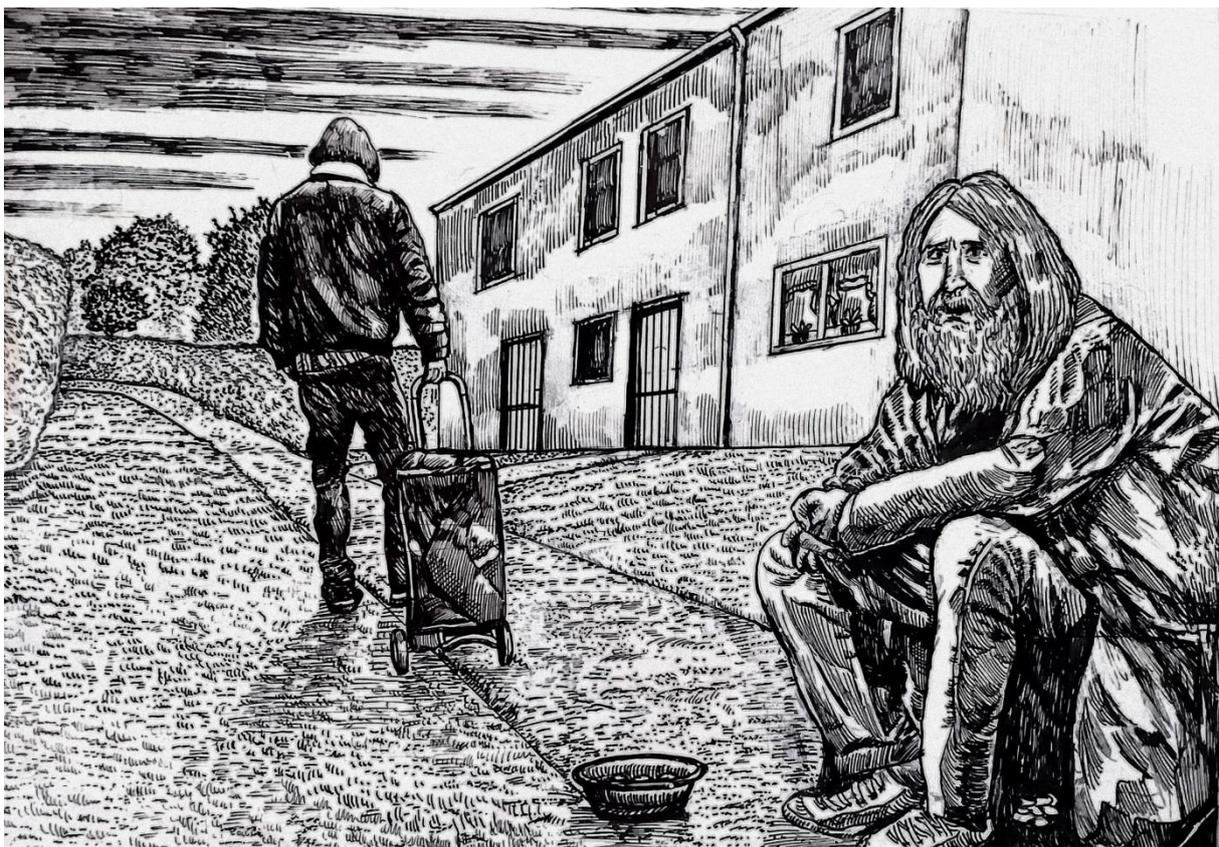
„Aber etwas ist los. Ich sehe es doch in deinem Gesicht“, sagte sie. Ich schüttelte wild mit dem Kopf „Stell Dir vor, Carolina hat Angst vor einem Schmetterlingsmonster. Ein Bettler vor dem Supermarkt hat ihr diesen Floh ins Ohr gesetzt, als Du mit ihr dort warst!“. Catarina erwiderte erstaunt: „Was? Das hab ich gar nicht mitgekriegt. Da war ein Mann, der grummelte etwas von Schmetterlingen. Ich verstand ihn nicht richtig und war ja auch in Eile und mein Deutsch ist nicht so gut.“ „Ist schon gut. Vergiss es. Das Kind ist gestresst wie wir. Auch wir sind überfordert von dieser ganzen Situation“, sagte ich und schlug vor, Catarina einem Psychologen vorzustellen: „Sie hat sich seit der Coronakrise total verändert, ist viel stiller als sonst“.

Ich überlegte: „Corona macht Vieles kaputt – auch viele Kinder. Die können nicht mehr mit ihren Freunden spielen, müssen Abstand halten, können nicht in die Schule und nicht mal auf Spielplätze gehen. Das ist schlimm und sie verstehen es nicht.“ Ich dachte an meine Eltern und Großeltern und setzte grübelnd hinterher: „Ja, das ist wirklich schlimm. Aber unsere Eltern haben auch schlimme Zeiten erlebt – einen Weltkrieg und die schwere Zeit danach.“ Catarina nickte.

7. Das seltsame Foto

Dann nahm ich den Rollwagen und lief durch die leeren Straßen. Es war eine unheimliche Atmosphäre. Ich ging ich zu dem Supermarkt, bei dem ich vorhin eingekauft hatte. Ich erblickte den Bettler und ging zornig auf ihn los: „Was hast Du meiner Tochter erzählt? Den Unsinn von einem Riesenschmetterling oder Schmetterlingsmonster? So was erzählt man doch nicht einfach einem kleinen, fremden Mädchen!“ Er reagierte lässig: „Aber das ist

wahr, ich habe den Riesenschmetterling nachts gesehen. Lies mal die Legende, zum Beispiel im Internet. Er marschierte die Straßen entlang.“ Ich lachte gellend: „Ich glaube, Du spinnst. Corona hat Dich verrückt gemacht!“ Doch er holte ein Foto aus der Tasche und hielt es mir entgegen: „Und? Lach nur! Aber ich habe Beweise, denn ich habe seinen Schatten fotografiert“. Ich sah mir sein Bild genauer an und runzelte die Stirn. Auf dem Foto waren die Beine einer Person zu sehen, die einen riesigen Schatten auf den Boden warf. Der Schatten hatte die Gestalt eines Riesenschmetterlings. Doch es musste eine natürliche Erklärung dafür geben. Ich warf das Foto zurück: „Ja, sieht tatsächlich aus, wie ein Riesenschmetterling. Aber die Gestalt kann auch einfach eine Werbefigur mit Flügeln sein und kein Monster! Das ist nur der Schatten von Etwas und dieses Etwas ist ganz sicher nichts Gefährliches. Das kann Alles und Nichts sein!“ Der Mann ließ sich nicht von mir beeindrucken und raunte mir zu: „Es ist ein Riesenschmetterling! Und wir alle sind möglicherweise in Gefahr!“ Ich sah auf die vielen, leeren Bierflaschen, die um ihn herum lagen. Ich hielt ihn für einen halluzinierenden Trinker und lächelte im Gehen abfällig: „Ich muss mich von Ihnen verabschieden.“ Er höhnte mir hinterher: „Sie werden noch an meine Worte denken!“ Die Art wie er das rief, gefiel mir nicht.



„Kannst Du die Einkaufstüten bitte von der Terrasse reintragen? Ich will uns was Leckeres zu Essen machen, das beruhigt uns. Und Hans, sei bitte so lieb und geh´ nochmal los. Vielleicht findest Du ja noch einen Supermarkt, in dem nicht alle Regale leer sind.“ „Ja, mach ich alles“, sagte ich und ging auf die Terrasse. Doch die Tüten waren weg: „Hast Du die Tüten schon reingeholt, Catarina? Sie stehen hier nicht mehr.“ Sie schüttelte den Kopf. Ich wurde nervös

und konnte es nicht fassen: „Was? Sind die etwa geklaut?“ Ich suchte und suchte, doch sie waren nirgendwo. Dann blickte ich rechts auf das Nachbarhaus. Dort klappte gerade die Terrassentür zu. Ich kombinierte, dass der Nachbar, Marcus Kessler, sie vielleicht genommen hätte. Ich wusste, dass er seit längerer Zeit arbeitslos war und dass es ihm nach dem Tod seiner Frau schlecht ging. Seit dem Shutdown schien es mit ihm noch schlimmer geworden zu sein. Er war nur noch am Saufen und seine Tochter hatte den Kontakt zu ihm abgebrochen. So steigerte ich mich in meiner Wut in diesen Gedanken hinein und tobte zurück ins Haus: „Der Kessler war es! Der hat die Tüten geklaut! Ich mach den fertig. Ich hol mir einen Anwalt“, schnaubte ich. „Hans, beruhige Dich! Du weißt doch gar nicht, ob er es war“, sagte Catarina. „Doch. Er war es. Ich bin mir sicher!“ „Schluss jetzt, Hans, bitte! Ich verliere die Geduld. Willst Du bitte endlich einkaufen gehen? Ich will Essen machen. Die Kinder haben Hunger!“ „Ja, ich verstehe“, sagte ich zerknirscht.

Die Sache war mir unheimlich und ich dachte noch einige Schritte über die Begegnung nach. Ich vergaß sie aber bald wieder, als ich mit meinem Rollwagen im nächsten Supermarkt angelangt war und die Regale aufmerksam nach Brauchbaren absuchte. Doch auch dort gab es schon wieder kein Klopapier, kein Mehl, keine Spaghetti. Ich bekam zwar Brot und Milch und einige andere Dinge, die auf Catarinas Liste standen. Den Rest jedoch nicht. Auch in diesem Markt stritten sich nervöse Leute zwischen den Regalen. Da hatten einige keinen Abstand gehalten und brüllten sich unverhältnismäßig grob an. Eigentlich hätte man diese Angelegenheit ruhig klären können, aber viele Leute waren mit der Coronasituation einfach überfordert und reagierten deshalb oft hart und aggressiv. Als ich alles bezahlt und in meinem Rollwagen verstaut hatte, ging ich nach draußen.

Ich entschloss spontan, noch weiterzufahren. Ich hoffte, dass es in der U-Bahn leerer sei als in der S-Bahn. Deshalb lenkte ich meine Schritte nicht zum Bahnhof Charlottenburg, sondern zur Wilmersdorfer Straße. Ich ging die Treppe nach unten und wartete auf dem leeren U-Bahnsteig auf die nächste Bahn. Ich hoffte, dass mich niemand sah, denn ein Verstoß gegen die Coronaregeln (unerlaubtes Verlassen des direkten Wohngebietes) bedeuteten Bußgeld. „Das ist fast wie die rote oder schwarze Pest. Die Pandemie wird ganze Bevölkerungsteile dahinraffen“, dachte ich damals noch etwas naiv und hysterisch, bis die Bahn endlich kam. Da ich keine Plastikhandschuhe hatte, nahm ich ein Taschentuch aus der Hosentasche und drückte den grünen Knopf an der Waggontür. „Bloß vorsichtig sein“, dachte ich beim Einsteigen. Im Waggon saß nur eine alte Frau. Die sah mich an, als hätte ich die Pest. „Bloß nichts anfassen. Auch darf mir keiner ins Gesicht husten. Bloß nicht infizieren lassen!“, dachte ich immer wieder.

Am Bahnhof Zoo stieg ich aus und lief die menschenleere Joachimsthaler Straße hinunter. Ich bog rechts ab und ging einige Straßen weiter. Endlich entdeckte ich einen großen Supermarkt und war erleichtert. Doch die Freude hielt nicht lange an. Ich fand auch hier kein Mehl, kein Klopapier, keine Spaghetti – alles ausverkauft. Enttäuscht bezahlte ich einige Dosen und packte sie zu meiner Beute in den Rollwagen. Dann ging ich enttäuscht zurück zum Bahnhof. So weit war ich noch nie zu einem Supermarkt gelaufen. Unterwegs wurde ich von Bettlern und Drogenabhängigen angebettelt. Ich lief jedoch schnell an ihnen vorbei ohne etwas zu sagen. Ich wartete auf dem leeren, kalten Bahnsteig auf die nächste U-Bahn. Wieder war ich ganz allein auf dem Bahnsteig. Aber was mich zuerst erschreckte, schien bei

rationaler Überlegung von Vorteil zu sein. Schließlich konnte ich mich so bei niemandem anstecken. Dann kam die U-Bahn. Wenig später stieg ich wieder Wilmersdorfer Straße aus. Ich achtete auf Abstand und wollte niemanden berühren. Ich ging noch zur Bank, wollte 100 Euro abheben. Doch auf dem Display erschien die Botschaft „Zahlung leider nicht möglich“ und das bei beiden Konten! „Das kann doch nicht wahr sein!“, stöhnte ich.

Frustriert trottete ich nach Haus. Ich schaffte es nur mit Mühe, die schweren Einkaufstüten vor das Haus zu schaffen. Diesmal zog ich sie gleich bis in die Veranda. „Hast Du Klorollen, Mehl und Spagetti bekommen?“, fragte Catarina sofort, als sie mich die Tür aufschließen hörte. „Nein“, sagte ich erschöpft. „Hast Du denn keine Verantwortung, Hans? Wir müssen doch Klorollen haben!“ „Erstens, Catarina, habe ich kein Geld. Zweitens war nirgendwo was zu finden“, sagte ich bestimmt. „Am Ende der Straße auch nicht?“. „Nein, auch dort nicht. Ich bin sogar bis zum Bahnhof Zoo gefahren. Da war ein großer Supermarkt aber auch da gab es nichts“, sagte ich. „Wirklich?“ „Nein.“ „Und Du bist tatsächlich Bahn gefahren, Hans?! Da ist doch Ansteckungsgefahr. Coronavirus. Du musst sofort Hände waschen. Sofort. Alles desinfizieren. Dann Kleidung vollständig ausziehen und duschen. Und Abstand zu uns halten“, sagte sie. Catarina hatte gerade mit einer Freundin aus Ecuador telefoniert und die wusste alles ganz genau – was ich bezweifelte. „Ja, ja, schon gut. Mach ich“, sagte ich und wusch meine Hände. Dann gab Catarina mir Desinfektionsmittel (wo immer sie das her hatte) und ich desinfizierte meine Hände. Ich zog auch meine Kleidung aus und duschte. Dann besprachen wir die Lage.

„Was sollen wir machen. Wir haben kein Klopapier“, klagte Catarina. „Ich muss Onkel Franz anrufen. Das ist ein Notfall“, sagte ich. Dann rief ich Onkel Franz an. „Hallo Onkel Franz. Wie geht s Dir?“ „Mir geht`s soweit gut. Ich bekomme ja meine Rente, bin gesund und habe genügend Vorräte im Haus. Da hat sich nichts verändert. Ich bin von der Corona-Krise dadurch noch nicht direkt betroffen – ich muss mich nur vor einer Corona-Ansteckung in Acht nehmen. In meinem Alter gehöre ich zu den Risikogruppen. Deshalb habe ich mir in der Apotheke einige Masken bestellt. Das solltest Du auch tun, Hans.“ „Ja. Danke für den Tipp, Franz. Wie Du Dir denken kannst, geht es mir nicht gut. Ich habe alle Aufträge verloren und kein Geld mehr“, erzählte ich. „Wieso alles weg? Hast Du keine Reserven mehr?“, fragte Onkel Franz. „Nein. Alles weg“, sagte ich. „Oh, das ist ja großer Mist.“ „Franz, ich hab auch kein Klopapier, kein Mehl, keine Spaghetti für uns fünf bekommen. Alles ausverkauft. Seit heute Morgen. Die Leute machen Hamsterkäufe“, sagte ich. „Hm, das ist auch Mist. Warst Du denn gleich früh da?“ „Früh genug“, sagte ich. „Ok, Hans, ich kann Dir zwei Tüten Lebensmittel vorbeibringen.“ „Oh, Franz, das wäre so großartig. Ich bin Dir so dankbar!“ sagte ich erleichtert. Franz bot sich an, am nächsten Tag um 14 Uhr vorbeizukommen. Ich ging sofort nach oben zu den Kindern und überbrachte ihnen die gute Nachricht: „Stellt Euch vor, morgen bringt Onkel Franz etwas zu Essen und Klopapier für uns.“ „Das ist richtig gut, Papa!“, meinte Tom. „Ja, sehr gut sogar“ sagte ich und schnipste freudig mit den Fingern bevor ich wieder runter ging.

Müde ließ ich mich in den Sessel fallen. Ich machte den Fernseher an und guckte fern, während die Kinder sich oben schlafen legten. Dann sah ich eine dunkle Silhouette an der Tür stehen. Es war Catarina. Sie ging auf mich zu und ich sah, dass sie leicht bekleidet war. Ihre Lust war groß und schnell lagen wir uns in den Armen. Vereint und erschöpft schliefen wir dann auf der Wohnzimmercouch friedlich ein ...

8. Letzte gemeinsame Familienidylle

Am nächsten Tag stand Onkel Franz pünktlich mit Maske und zwei Einkaufstüten in der Hand vor der Tür. Er ging vorsichtig mit seinem Gehstock ins Haus und versuchte nichts zu berühren. Er begrüßte uns ohne die Hand zu geben. Die Kinder liefen ihm aufgeregt entgegen: „Hallo Onkel Franz, Onkel Franz!“ „Stopp, Ihr Lieben, bitte Abstand halten! Das müsst ihr leider einsehen“, bremste sie Onkel Franz. Dann strahlte er sie geheimnisvoll an: „Hallo, ich hab eine Überraschung für Euch.“ Er stellte ihnen die kleinere Einkaufstüte vor die Füße. Zum Vorschein kamen knisternde Tüten von Lieblingssüßigkeiten, die er an die Kinder verteilte.



Die Kinder wollten mit ihm spielen, doch Onkel Franz bremste sie wieder: „Gleich, Kinder. Ich muss Eurem Vater erst etwas geben.“ Dann stellte er die große Tüte auf den Tisch. „Hier ist Deine Wundertüte!“, sagte er schmunzelnd. „Brot, mehrere Klorollen, Spaghetti, Mehl, einige Dosen“. „Vielen, vielen Dank“, sagte ich.

Dann setzte sich Onkel Franz in den Sessel und begann zu reden: „Es ist schlimm. Die Corona-Fälle werden mehr und wir sollten uns gegenseitig helfen. Seit Tante Lena tot ist, wurde sowieso Vieles anders und erst recht jetzt, seit der Corona-Krise“, eröffnete Onkel Franz das Gespräch. Es war auch Einiges für ihn schwerer geworden, seit er zu seinem „missratenen“ Sohn Torsten – meinem Cousin – keinen Kontakt mehr hatte. Und nun wurde durch Corona alles auf den Kopf gestellt. „Was können wir denn tun?“, fragte ich. „Wir

können nichts tun. Wir müssen uns vor allem vor Corona schützen und wir dürfen nicht pleitegehen. Und wir dürfen nicht pessimistisch sein! Es werden wieder bessere Zeiten kommen. Ich habe im Krieg und danach auch viel krass Schlimmes erlebt und mit eigener Hände Arbeit und mit meiner Lena wieder etwas aufgebaut. Du musst immer daran denken: Es gibt noch Leute, die es viel schlimmer als Du haben“, sagte Onkel Franz. Da hatte er wohl Recht und das beruhigte mich.

Dann unterhielten wir uns noch ein wenig. „Es gibt Vieles ja nicht mehr – auch kaum Klopapier, Spaghetti, Mehl. Ich hab nur durch einen Zufall noch etwas in meiner Nähe für Euch bekommen. Man muss immer das Beste daraus machen, Hans. Deshalb werden wir jetzt mit den Kindern basteln, spielen und zusammen an was Positives Denken. Die Zeit gemeinsam in der Familie verbringen, ist das Schönste. Aber nur mit Abstand und Maske bitte. Und kein Nachbar darf mich sehen – denn einige von ihnen sind vielleicht gehässig und dürfen mich nicht sehen wegen der Kontaktbeschränkungen. Die rufen sonst noch die Polizei und ich muss hohes Bußgeld zahlen. So etwas gibt es überall, wie ich in unserer Wochenzeitung gelesen habe“, erklärte Onkel Franz und setzte hinzu: „Wenn Dich jemand fragen sollte, Hans, sag bitte einfach, ich hätte nur kurz Essen vorbeigebracht.“

Dann gingen wir zu den Kindern und spielten nach Herzenslust. Wir spielten Schach, Mühle, Mensch-Ärgere-Dich-Nicht, dann sogar Verstecken und Räuber und Polizei. Dabei mussten diejenigen, welche die Polizisten spielten, im Haus und teilweise im Garten nach den Räufern suchen. Diese Rolle übernahmen meistens Tom und ich. Das machte Spaß.

Wir waren als Familie lange nicht so glücklich zusammen, wie in dieser Zeit in der Corona-Krise. Auch fühlte ich mich ganz nah bei mir – wie wohl jeder einzelne von uns. Und alle waren wir zusammen vereint! (Noch! – muss ich dazu sagen!) Corona war zwar Stress für viele. Aber für viele, die wegen Corona plötzlich zusammen zu Hause sein mussten, war das nicht nur Stress, sondern bedeutete auch viel Zeit für die Familie. Und auch wir waren ganz dicht zusammen – bescheiden, auf das Wichtigste reduziert. Und wir waren froh gesund zu sein und genug zum Essen zu haben. Und nachdem wir genug Mühle, Schach, Mensch-Ärgere-Dich-Nicht, Räuber und Verstecken gespielt hatten, malte ich ein kleines Schild mit der Aufschrift „Stay Together“. Dann ging ich damit in die Küche und klebte das A4-Blatt mit der bunten Schrift und einem Regenbogen ans Küchen-Fenster – so, dass es möglichst viele Leute von der Straße aus sehen konnten. Auch die Kinder malten Schilder mit der Aufschrift „Solidarität“ oder „Stay Home – wer zu Hause bleibt, schützt andere“. Danach buken wir Muffins, die wir dann alle aßen. Ich machte für mich, Onkel Franz und Catarina noch Cappuccino. Danach holten wir die alte Tischtennisplatte aus der Garage und spielten Tischtennis auf der Terrasse.

Ich weiß noch, wie ich ums Haus ging. Auf der Straße sah ich, wie einige Nachbarn fröhlich joggen. Ich sah Schilder auch an anderen Häusern „Stay Together“, „Es wird alles gut“, „Wir bleiben zu Hause“ – von überall leuchteten diese fröhlichen Tupfer. Eine Nachbarin führte ihren Hund aus. Eine andere ging gerade mit ihrer Tochter draußen spazieren. Sie legte so glücklich und liebevoll ihre Hand auf den Kopf ihres behüteten Kindes – mir wurde ganz warm ums Herz.

Aber ich machte mir auch bewusst, dass das auch Leute wären, die ihre Jobs behalten hatten, die gutes Geld hatten, keine finanziellen Ängste – meistens jedenfalls – und dass sie von der Corona-Krise nicht so stark betroffen wären. Die konnten wahrscheinlich innerlich

erleichtert sein oder sogar jubeln. Und mir fiel auf, dass meistens sie öffentlich über die Corona-Krise zu Wort kamen – wodurch meiner Meinung nach in der Öffentlichkeit ein falsches Bild entstand und auch einer möglichen Geschichtsverfälschung Vorschub geleistet wurde! Die anderen, die ihre Jobs verloren, pleite waren oder um ihre Existenz fürchteten wie zum Beispiel Gastronomen, Selbstständige, Künstler, Veranstalter, Prostituierte ... für die war Corona Stress pur oder gar eine große Katastrophe. Aber diese kamen in dieser damaligen Zeit nur wenig oder fast gar nicht zu Wort.

Als ich wieder in den hinteren Garten ging, lief mir Tom lächelnd entgegen und sprach mich an: „Papa, glaubst Du auch an den Riesenschmetterling oder an das Schmetterlingsmonster?“ „Nein, Tom, das ist Unsinn. Das gibt es nicht!“, brach ich das Gespräch ab und fragte ihn, ob wir nicht lieber weiter Verstecken spielen wollten. Er rannte sofort in den Garten. Er wollte sich verstecken und ich musste ihn suchen. Nur mit Mühe fand ich ihn später versteckt hinter einer großen Tanne, als es schon langsam dämmerte. Dann sahen wir ins Haus zu den anderen. Nachdem Catarina für uns, die Erwachsenen, einen Kaffee gekocht und den Kindern Limonade gebracht hatte, machten wir es uns gemütlich und schauten einen Film. Onkel Franz behielt die ganze Zeit seine Maske auf.

9. Nur wenn wir alle an einen Strang ziehen, schaffen wir das.

Es war der Film „Kevin alleine zu Hause“, den wir in der Coronakrise bestimmt schon zehn Mal gesehen hatten. Trotzdem war der Film sehr lustig – auch der zweite Teil. Und die Kinder waren glücklich und das war die Hauptsache.

Als der Film zu Ende war, sprach Onkel Franz nochmal die Corona-Krise an: „Kinder, wir müssen alle an einem Strang ziehen. Und nicht so viel Geld ausgeben. Abstand halten, Maske tragen und Papa muss viel Arbeiten. Er muss auch Aufträge suchen – das wird für alle nicht einfach. Und wir wissen nicht wie lange es dauert. Denn erst muss ein Impfstoff für dieses neue Virus her. Der ist aber noch nicht entwickelt, das braucht Zeit.“ Franz prophezeite „Es werden viele Leute im Lockdown pleitegehen und arbeitslos werden ... die wirtschaftlichen Folgen werden verheerend sein. Und ihr müsst Euch daran gewöhnen. Euer Vater muss mehr arbeiten, er muss Aufträge suchen ... Es wird schwer werden. Aber zusammen können wir das überstehen. Auch meine Eltern mussten hart im Krieg arbeiten und konnten mit mir nicht so viel spielen. Es ging ums Überleben.“ Er wiederholte ernst: „Man soll den Mut nicht verlieren. Es kommen bessere Zeiten. Doch es geht nur, wenn alle zusammenhalten ...“ Nachdem Onkel Franz geendet hatte, reichte er mir noch ein Kuvert, auf dem stand „200 Euro für Hans und Familie“. „Ich danke Dir“, sagte ich ergriffen.

Dann stand Onkel Franz auf und ging ohne uns die Hand zu geben. Teilweise waren wir durch Onkel Franz' Worte beruhigt. Doch dann dachten wir an die geschlossenen Geschäfte, an all das was es nicht mehr gab wie Klorollen, Mehl, Spaghetti. Wir befürchteten, dass es morgen oder die Woche darauf möglicherweise gar nichts mehr gab – auch kein Gemüse oder Brot. Auch keine Milch, kein Müsli, keine Dosen, keine Pizzen, nichts. Unser Konto würde dicht sein. Die Zahl der Infizierten würde steigen. Die Zahl der Insolvenzen und Arbeitslosen würde

steigen. Da die Leute keine Arbeit, kein Geld hatten, würden sie vielleicht irgendwann kriminell werden, plündern, stehlen, Leute überfallen... und vielleicht würden sie auch auf unserem Grundstück auftauchen. „Wir brauchen einen Zaun“, meinte ich zu Caterina. „Einen Zaun? Wir brauchen eine Waffe!“, entgegnete Catarina, die offenbar gerade so ähnlich dachte. „Das wird ein Gemetzel geben“, sagte ich, „Ein einziger Kampf – fast wie in einem Endzeitzombiefilm.“ Wir steigerten uns noch in alle möglichen abstrusen Geschichten hinein – wie wohl sehr viele andere Menschen auch, die verunsichert in ihren Wohnungen saßen. Die meisten würden ihre Gedanken später niemals zugeben – so wie viele nach dem zweiten Weltkrieg nicht zugegeben hatten mit Hitler mitgelaufen zu sein. Caterina und ich versetzten uns in eine Art Hysterie. Das lag auch zum Teil daran, weil wir uns andauernd mit Nachrichten über Corona zu bombardierten. Corona wurde dann in unseren Köpfen ein Riesenmonster, das alles zu verschlingen drohte.

Ich erinnerte mich, dass wir beim Spazieren in der Nachbarschaft kürzlich einen Arzt trafen. Der vertrat die Meinung, dass das Grippevirus oder Influenza viel gefährlicher sei als das Coronavirus und dass gewöhnliche Grippe wesentlich mehr Tote verursachen würde. Diese Zahlen würden öffentlich nicht berichtet. Die Medien würden nur Corona als gefährlich darstellen und so würde – seiner Meinung nach – fast die ganze Welt übermäßig in Angst und Schrecken versetzt. Das würde wirtschaftliche Existenzen ruinieren. Es wurde seiner Meinung nach in hohem Masse übertrieben. Er gab mir sogar eine Liste von der Uniklinik. Doch das ignorierten wir. Wir hörten lieber darauf, was die meisten glaubten und ließen uns von der Panik anstecken.



10. Noch mehr Dosen ...

Wir waren uns einig, dass wir einen noch größeren Nahrungsmittelvorrat anlegen sollten. Die Tüten von Onkel Franz waren noch zu wenig. Am frühen Morgen des nächsten Tages sollte der Einkauf beginnen. „Noch mehr Dosen, viele Spaghettipackungen, mehrere Packungen Reis, Kaffee, Pizzen, Spülmittel, Käse, Brot, Milch, und – Klopapier. Und wenn es kein Klopapier gibt, dann müssen es mehrere Pakete Taschentücher oder Haushaltstücher sein“, sagte Catarina. Sie gab mir wieder eine Liste. Ich fand sie zu lang, aber ich schwieg. Ich wollte mit Catarina nicht in Gegenwart der Kinder streiten.

Dann ging ich in den Keller, schnappte mir meinen Rollwagen und meine Lederjacke und ging los. Ich ging zuerst zur Bank, um meine beiden Konten, das Geschäftskonto und das Privatkonto, zu prüfen. Ich steckte nacheinander beide Karten in den Geldautomaten und versuchte Geld abzuheben. Doch bei beiden erschien auf dem Display der Hinweis „Derzeit sind keine Verfügungen von ihrem Konto möglich.“ Offenbar hatten meine letzten Kunden immer noch nicht ihre Rechnungen bezahlt und überwiesen. Frustriert verließ ich die Bank und war froh, dass ich die 200 Euro von Onkel Franz in der Tasche hatte. Dann ging ich – mit Maske – in die zwei Supermärkte in der Nähe meines Hauses. Doch schon wieder gab es kein Klopapier, kein Mehl, keine Spaghetti. Ich kaufte den Rest der Liste ein wie Milch, Eier, Kaffee, Spülmittel, Brot ... und fuhr danach wieder zum Bahnhof Zoo – diesmal mit der S-Bahn ab Station Charlottenburg.

Dort angekommen, wurde ich wieder von Bettlern angesprochen. Einerseits hatte ich großes Verständnis für ihre Lage, denn schließlich kann jeder obdachlos werden. Sie gehörten zu den Schwächsten der Gesellschaft und waren von der Corona-Krise am stärksten betroffen. Auf der anderen Seite war das offensive Betteln oft kaum zu ertragen. Es wurde immer schlimmer und löste in mir die Furcht aus, irgendwann überfallen oder ausgeraubt zu werden.

Mit diesen Gedanken suchte ich vergeblich nach einem Supermarkt, der Klopapier, Mehl und Spaghetti hatte. Es war einfach an diesem Tag alles in dieser Gegend ausverkauft. Dann fuhr ich mit der U-Bahn zum Jakob-Kaiser-Platz. Dort fand ich endlich einen Supermarkt, der zumindest einige Pakete Mehl hatte und einige Packungen Spaghetti. Diese kaufte ich. Als Ersatz für Klopapier kaufte ich mehrere Pakete Taschentücher und Haushaltstücher. Ein großer Teil von den 200 Euro war durch diese Einkäufe schon verbraucht. Ich nahm die nächste Bahn zurück und ging halbwegs zufrieden nach Hause.



11. Eine böse Überraschung

Ich dachte, Catarina würde mich freundlich empfangen. Doch als ich zu Hause ankam, war sie nicht da. Sie hatte die Kinder oben alleine gelassen. Eine halbe Stunde nach mir kam sie. Doch sie freute sich nicht. Ich zeigte ihr stolz, was ich alles eingekauft hatte und was ich mir für Mühe gemacht hatte. Ich erzählte, dass ich sogar bis zum Jakob-Kaiser-Platz gefahren war. Doch sie schimpfte nur: „Du fährst so weit weg und bringst Deine Familie in Gefahr“ „Ich hab eingekauft für uns alle. Es war schwierig Mehl und Spaghetti zu finden. Wo warst Du denn in der Zeit, Catarina? Warum hast Du die Kinder alleine gelassen?“ Sie erwiderte schnippisch: „Meine Cousine ist hier in Berlin – ich hatte sie auf Abstand besucht. Sie hat mir ein paar Klorollen gegeben, weil Du keine findest.“ Sie zeigte mir tatsächlich vier Klorollen, die in einer Tüte waren. Ich war überrascht und wiederholte: „Es waren wirklich in unserer Umgebung keine Klorollen zu finden. Ich habe Mehl und Spagetti erst in einem Supermarkt am Jakob-Kaiser-Platz kaufen können und sogar Taschentücher! Seit wann ist denn Deine Cousine hier in Berlin? Warum ist sie nicht in Hamburg?“, fragte ich etwas stutzig. Doch Catarina antwortete nicht. Auch erfuhr ich nicht, mit wem sie so oft heimlich telefonierte. (Damals vertraute ich ihr noch – was im Nachhinein ein Fehler war.) „Los, los, Hans, Hände waschen und desinfizieren. Klamotten ausziehen. Du schläfst mit mir nicht mehr in einem Bett!“, schrie sie mich ungehalten an. So wusch ich mir die Hände, ich desinfizierte meine Hände, ich zog meine Klamotten aus, ich duschte und zog andere Klamotten an. Doch

Catarina blieb weiterhin auf Abstand. Ich konnte sie zwar dazu überreden in ihrem Bett zu schlafen. Doch sie hatte die beiden Betthälften mit einem Trennband halbiert. Ich durfte mich tatsächlich keinen einzigen Zentimeter auf ihre Seite bewegen.

Auch in den folgenden Tagen im Wohnzimmer hielt sie zwischen uns immer zwei Meter Abstand. Selbst wenn wir uns am Esstisch gegenübermaßen oder doch einmal spazieren gingen – immer zwei Meter Abstand. Irgendwann hatten wir uns gar nichts mehr zu sagen. Ich kam immer mehr zur Überzeugung, dass mit Catarina irgendetwas nicht stimmte. Als sie einmal allein spazieren ging, sah ich ihre Handtasche auf dem Sofa liegen. Catarina hatte sie vergessen. Ich warf einen neugierigen Blick hinein und fand mehrere verpackte Kondome darin.

Ich stellte sie sofort zur Rede, als sie nach Hause kam: „Hier, schau mal Catarina, die Kondome in Deiner Handtasche hast Du bestimmt nicht für mich gekauft. Du hast eine Affäre. Gib es zu!“ Sie zögerte. Ich fragte immer wieder und immer lauter nach. Schließlich weinte sie und gab zu: „Ich dachte, Du hättest Corona. Deshalb wollte ich nicht mehr mit Dir schlafen. Ich hielt das alleine im Lockdown nicht mehr aus. Dann traf ich zufällig einen Bekannten beim Spazieren und da ist dann was gelaufen ...“ Ich drang weiter auf sie ein und fragte immer weiter, was genau passiert war, wer dieser Kerl war. Ich wollte jedes Detail wissen. Auch was er mehr hätte als ich – am besten noch wie er im Bett gewesen sei. Auch um welche Größenordnung es sich bei diesem Kerl handelte. Ich war extrem eifersüchtig. Und schockiert. Und unendlich traurig.

Dann erzählte sie mir die ganze Geschichte. Sie hatte ihn vor Jahren kennen gelernt, als sie noch in Neukölln Treppenhäuser putzte. Er wohnte dort und sie begann – bevor sie mich kennenlernte – eine Affäre mit ihm. Doch sie brach den Kontakt ab, als wir beide zusammenkamen. Doch dann kam der Lockdown und der Break zwischen uns, weil sie dachte, ich hätte mich mit dem Coronavirus angesteckt. Nun traf sie Jörg letzte Woche wieder – angeblich ganz zufällig. Sie stieg in Jörgs Wagen ein und sie fuhren durch die Stadt, um zu Reden. Sie landeten dann doch heimlich in seiner Wohnung ... (ohne sich an Hygieneregeln zu halten) Dann sagte sie nichts mehr.

Ausgerechnet sie, die so auf Hygieneregeln pochte und von mir erwartete sofort auf Abstand zu gehen und zu duschen, wenn ich vom Einkaufen wieder nach Hause kam! So richtig kaufte ich ihr die Geschichte nicht ab. Da war bestimmt Vieles gelogen. Da war bestimmt mehr und schon früher etwas gelaufen. Aber ich konnte das nicht beweisen. Solange Catarina schwieg, konnte ich nichts machen. Und hätte ich sie – da war ich mir sicher – zu einem späteren Zeitpunkt und ohne den Beweis aus der Handtasche befragt, hätte sie mir sicher – wie viele Männer und Frauen, die reuelos fremdgingen – nichts gesagt. Mir fiel ein Bibeltext ein, den unser Pastor im Konfirmandenunterricht oft zitiert hatte. Er ging etwa so: Also ist der Weg der Ehebrecherin. Sie verschlingt und wischt ihr Maul und spricht: Ich habe nichts Böses getan. Mir fiel der Bibeltext deshalb ein, weil der Pastor – der übrigens später selbst seine sinnlos selbstauferlegte Keuschheit in seiner fast platonisch gelebten Ehe nicht durchhielt, fremdging und versetzt werden musste – ihn immer wieder wiederholte. Aber diesen kleinen Skandal mit seinem Ehebruch vergaß ich damals nie.

Ich versuchte Catarina weiter zu befragen und wollte wissen, wie es mit unserer Beziehung weitergehen sollte. Ich mahnte, dass wir Verantwortung hätten, dass wir drei Kinder hätten. Es würde sicher schwer oder unrealistisch, wenn sie sich von mir trennen und eine neue

Wohnung suchen würde mit drei Kindern in der Coronakrise. Und noch dazu hatte sie keine Arbeit (wenn die Kinder bei ihr bleiben würden - was ich jedoch immer mehr bezweifelte). Wie hatte sie sich das alles bloß gedacht?

Es gab daraufhin einen riesigen Krach, großes Geschrei und Gläser flogen an die Wände. Gläser, die sie nach mir schmiss, weil ich ihr ihre Verantwortungslosigkeit vorwarf. Ich musste immer wieder in Deckung gehen und schließlich beruhigte sie sich allmählich.

In dieser Stille hörte ich etwas auf der Terrasse und sah noch, wie jemand schnell von der Terrasse weglief.



Es war der Nachbar Marcus. Ich lief hinterher in den Garten. Es war inzwischen vollständig dunkel geworden. „Stehen bleiben“, schrie ich. Doch er war weg, vermutlich über den Zaun zu seinem Grundstück geklettert und dann feige in seinem Haus verschwunden. Plötzlich hörte ich ein Klirren. Da hatte doch tatsächlich jemand eine Bierflasche nach mir geschmissen, die mich knapp am Kopf verfehlt hatte – vermutlich mein Nachbar Marcus. Aber das wusste ich nicht genau, da ich in der Dunkelheit nichts sehen konnte. Es konnte jeder gewesen sein. Da Catarina mich schon mit Gläsern beworfen hatte, konnte auch sie es gewesen sein. Doch ich war mir recht sicher, dass sie im Haus geblieben war und von ihrem Wutanfall völlig erschöpft war. Nein, sie konnte es nicht gewesen sein. Ich griff einen Besenstil, den ich auf der Terrasse fand und suchte fast den ganzen Garten ab. Doch ich fand nichts und ging verärgert ins Haus.

Ich ließ Catarina links liegen und ging zum Telefon. Ich wählte die Nummer von Onkel Franz und war froh, ihn zu erreichen. Ich erzählte ihm, was vorgefallen war. Während des

Telefonates mit Franz lief Catarina schnell nach oben ins Schlafzimmer. Onkel Franz wollte sofort kommen. Und tatsächlich parkte er seinen Wagen wenig später vor dem Haus und saß mir bald mit großem Abstand und mit Maske gegenüber. „Onkel Franz, Sie ist fremdgegangen und ich glaube nicht, dass ich das wieder hinkriege“, sagte ich. Onkel Franz redete mir ins Gewissen: „Da musst Du durch. Ihr habt drei Kinder. Ihr habt eine Verantwortung. Ihr müsst Euch um die Kinder kümmern. Reißt Euch zusammen. Das wird dann schon wieder ...“ „Ich werde das versuchen. Aber es sieht schlecht aus“, sagte ich und ich erzählte ihm alle Einzelheiten. Onkel Franz wurde wütend und sagte sehr ernst und eindringlich: „Noch einmal, Hans, reißt Euch zusammen. Wenn Ihr das nicht hinkriegt bedeutet das die Trennung. Hauptsächlich werden die Kinder darunter leiden oder das Jugendamt nimmt Euch die Kinder sogar weg. Du musst Ihr vergeben und mit Ihr zusammenbleiben wegen der Kinder. Nur wenn das gar nicht mehr geht und die Beziehung die Hölle auf Erden ist, muss man sich trennen.“ Seine Worte stimmten mich nachdenklich. Dann ging er wieder.

Catarina war während des gesamten Gesprächs zwischen mir und Onkel Franz oben im Schlafzimmer. Sie hielt die Tür verschlossen und ließ sich im Wohnzimmer nicht mehr blicken.

Mir wurde bewusst, dass Corona in diesem Fall unsere Familie zerstört hatte und ich wusste nicht, ob ich die Beziehung zu Catarina noch retten konnte. Mir wurde auch klar, dass Corona mir auch meine gesamte berufliche Existenz geraubt hatte. Und das ging nicht nur mir so – auch ganz vielen anderen Menschen auf der Welt.

12. Falsche Freunde

Durch die Ereignisse wurde ich zeitweise depressiv. Dann brachte mich Tom – als ich gerade auf der Terrasse mein Bier trank und betrübt in den Garten blickte – auf die Idee mich mal bei meinen Freunden zu melden. Ich käme so auf andere Gedanken. Und ich hätte Abwechslung, würde sämtliche negative Erfahrungen im Lockdown vergessen. Also nahm ich mein Handy, ging die Telefon- und Freundesliste durch und begann verschiedene Freunde per WhatsApp anzuschreiben.

Egon war der Musiker. Ich wusste, dass er seit der Coronakrise keine Auftritte mehr bekam. Das hatte er mit schon kurz nach dem Lockdown geschrieben. Als ich ihm eine WhatsApp-Nachricht schrieb, antwortete er nur: „Ich sitze zu Hause. Ich antworte nicht. Ich denke nach.“ Ich wusste nicht, was ich antworten sollte. Ich schrieb einfach aus Höflichkeit: „Ich wünsche Dir einen schönen Tag. Alles Gute. Bleib gesund“, und mehr nicht. Ich dachte: „Vielleicht ist er nur schlecht drauf. Seit Corona sind viele Leute seltsam. Viele Menschen sind verwöhnt und behütet aufgewachsen, haben immer alles bekommen, hatten nie Schwierigkeiten. Nun kam Corona und nun hatten sie auf einmal wirklich Stress und Existenzsorgen.“

Dann sah ich Günthers Telefonnummer in der Liste. Günther war selbstständiger Grafiker. Auch er hatte keine Aufträge, war am Kämpfen, suchte Aufträge wie ich (so teilte er mir kurz nach dem Lockdown mit). Auch ich suchte oft bis in die Nacht Aufträge, schrieb Kunden an,

fotografierte zu Hause alleine Stillleben im Wohnzimmer. Ich versuchte sogar eine Ausstellung im Internet zu organisieren. Aber nichts führte zum Erfolg und im Moment schätzte sowieso niemand meine Arbeit oder Bemühungen. Und daher wunderte ich mich nicht, als er auf meine WhatsApp-Nachricht nicht reagierte.

Auch entdeckte ich die Nummer von Karsten, einem Konzertveranstalter, der auch durch die Coronakrise arbeitslos war. Ich schrieb ihm eine WhatsApp-Nachricht. Doch es kam keine Antwort. Entweder hatte er keine Lust zu antworten oder er war beschäftigt.

Wenig später sah ich die Nummer von Torsten, meinem Cousin. Unser Verhältnis war sowieso nicht gut. Oft verhielt er sich einfach nur daneben, war aggressiv, oft betrunken, hatte früher auch schon mal Drogen genommen, arbeitete nicht, spielte in Casinos. Kein Wunder, dass mein Onkel Franz den Kontakt zu seinem einzigen Sohn abgebrochen hatte. Wahrscheinlich verübelte er mir auch, dass ich Kontakt zu seinem Vater hatte. Ich hatte auf einen Kontakt mit ihm keine Lust, schrieb ihm nicht und wollte seine Nummer löschen.

Dann sah ich die Nummer von Olaf – mein bester Freund aus der Schulzeit. Er ging damals eine Klasse höher als ich. Nach der Schule hatten wir uns eine Zeit aus den Augen verloren, weil er in München wohnte, dann zog er wieder nach Berlin. Dann geschah etwas Tragisches: Bei ihm wurde Prostatakrebs diagnostiziert. Er musste ins Krankenhaus und wurde operiert. Danach hatte er sich gut erholt. Wir sahen uns dann ein oder zweimal im Monat, spielten zusammen Schach, guckten fern oder gingen ins Kino – zumindest war es vor der Coronazeit so. Er war der Beste.

Schließlich rief ich ihn an. „Hallo, Olaf. Wie geht s Dir?“, fragte ich. „So ganz gut. Seit dem Lockdown sind wir alle nur noch über WhatsApp, Skype, Handy, Telefon, Internet verbunden. Das ist krass“, sagte Olaf. „Ja – weil sich die Welt seit Corona verändert hat. Heute bedeutet Liebe, dass wir uns nicht mehr in die Arme schließen, sondern Abstand halten, damit sich niemand infiziert“, sagte ich. „Ja.“ „Und wie geht es Dir gesundheitlich?“ „Nicht gut. Ich hab eine Zyste im Magen. Ich muss zum Arzt. Ich muss wissen, ob die Zyste gutartig oder böse ist und daher muss mein Magen geröntgt werden“, antwortete Olaf. Ich ahnte Ungutes. „Du bist doch nicht etwa ernsthaft krank?“, fragte ich. „Das weiß keiner. Mein Arzt sagte, es könnte auch ein Fettbläschen sein. Das weiß momentan noch keiner.“ „Olaf, Du musst Dich untersuchen lassen. Es ist dringend. Du darfst das nicht aufschieben!“, riet ich ihm.

Dann redeten wir noch ein wenig. Ich wünschte ihm alles Gute am Schluss. Innerlich bangte ich. Aber ich wollte nicht zu negativ sein und das Schlimmste annehmen. Dann beendete ich das Telefonat. Ich war sehr bedrückt und auch Olaf hatte Angst – das konnte ich spüren.



Dann sah ich die Nummer von Malika. Ich wollte sie später anrufen. Sie sollte mir noch die 200 Euro für die Fotosession überweisen. Auch sah ich die Nummer von Rudolf. Nein – mit ihm wollte ich absolut keinen Kontakt haben. Er war kein echter Freund.

13. Der Klopapierstreit

Dann passierte ein Zufall. Ich war gerade im Garten, als eine Person erblickte, die auf mein Haus zuging. Sie blieb am Eingang stehen, ungefähr fünf Meter entfernt von mir. Es war ein Mann und er trug keine Maske! Ich dachte, ich sehe nicht richtig und meine Mundwinkel gingen runter. Es war mein früherer Freund Rudolf. Ein Tontechniker, der für mehrere Musikstudios arbeitete und in der Coronakrise auch arbeitslos wurde. Wir waren mal befreundet in der Schulzeit, aber dann lernte er seine Freundin kennen und beachtete mich nicht mehr. Das war nach dem Abitur. Danach sahen wir uns höchstens ein oder zweimal im Jahr und von Freundschaft konnte nicht mehr wirklich die Rede sein.

„Hallo Hans. Wie geht's?“, rief er mir von weitem entgegen. „Hallo. Guten Tag. Wie gehts? Wie kommst Du klar in der Corona-Krise?“, fragte ich zurück. „Schlecht, Hans. Alles schlimm. Kein Geld. Keine Arbeit“, sagte er. Vorher war ich ihm nicht gut genug, dachte ich. Jetzt war er arbeitslos geworden und wollte nun Geld von mir. Sicher kam er nur deshalb gerade jetzt zu mir. „Du, Rudolf, ich hab auch keine Aufträge mehr. Kein Geld. Ich warte auch auf jemanden, der mir Geld gibt“, lachte ich verlegen. „Aber Du hast doch ein großes Haus und bestimmt Geld irgendwo“, sagte Rudolf. „Ich? Geld? Wo? Alles weg. Ich hab Schulden. Tut

mir leid – ich kann nichts geben“, sagte ich. „Aber Du wirst doch etwas für mich haben“, sagte er. Ich wollte ihn loswerden: „Warte nur einen Moment“, sage ich. Ich ging in das Haus, griff ein paar Dosen, die ich in eine Tüte legte, setzte mir eine Maske auf und ging zurück nach draußen zu dem Gartentor, an dem Rudolf stand. Ich drückte ihm die Tüte in die Hand und ging schnell fünf Meter zurück: „Hier sind Lebensmittel. Fünf Dosen Erbsensuppe und Chili con Carne und einige Rollen Klopapier.“ Rudolf blieb mit offenem Mund stehen und stotterte: „Das ist alles? Ist das ein Witz? Ich dachte, Du gibst mir wenigstens 100 Euro!“ Ich blieb hart und ernst: „Nein. Es sind harte Zeiten. Ich habe selbst keine Aufträge, kein Geld und ich muss meine Frau und unsere drei Kinder ernähren. Ich kann nicht geben, was ich nicht hab.“ Rudolf wurde sofort wütend: „Das werde ich mir merken! Nicht mal 100 Euro für einen Freund“, sagte er. Ich blieb hart – Wenn er 5 Euro gesagt hätte, hätte ich ihm die gegeben. Aber ich hatte selbst keine 100 Euro am Monatsende März. Ich hatte noch nicht einmal 70 Euro. Nur Onkel Franz konnte mich noch retten. „Tut mir leid. Du musst jetzt gehen. Ich habe noch viel zu tun. Ich muss auch um meine Existenz kämpfen“ sagte ich. Rudolf warf die Tüte mitten in den Eingang und knurrte: „Das werde ich mir merken. Die Dosen kannst Du behalten!“ Ich ging wütend und mit drohend geballter Faust einige Schritte auf ihn zu. Als er wortlos ging, war ich froh, dass dieser penetrante, unangenehme, nervige Mensch weg war. Er war immer schon ein Schnorrer und ich erinnerte mich daran, wie er einem Bekannten von mir die Freundin ausspannen wollte.

Ich wartete eine Weile und blickte ihm nach, um sicher zu gehen, dass er auch wirklich weg war. Als ich gerade auf das Eingangstor und die am Boden liegende Tüte zugehen wollte, hörte ich es im Gebüsch rascheln. Da stand einer und es war sicher nicht Rudolf! Vielleicht war es auch nur ein Tier, zum Beispiel ein Hund? Als ich jedoch die Tüte greifen wollte, schnappte eine Hand schnell nach ihr. Es war die Hand meines Nachbarn Marcus. Er wollte sich gerade die Klorollen greifen, als ich wütend schrie: „Halt! Das ist meine Tüte! Sie steht auf meinem Grundstück!“ „Nein, sie steht auf dem Fußweg“, schrie Marcus zurück. „Das ist meine Tüte“, schrie ich noch einmal und wollte sie Marcus aus der Hand reißen. Marcus ließ die Tüte plötzlich fallen und schlug mit voller Wucht mit der Faust zu. Er traf mich am Kinn und ich fiel zu Boden. Flink sprang ich auf und schlug zurück – mehrmals und mitten in sein Gesicht. Fast wären wir beide über die Klorollen und Dosen gestolpert, die aus der Tüte gefallen waren. Blitzschnell bückte sich Marcus und griff einen großen Stein von der Beet-Einfassung, den er in meine Richtung schmiss. Er verfehlte meinen Kopf nur um Haaresbreite. Hätte ich den mit voller Wucht abbekommen, hätte es für mich böse enden können. Dann schlug er mir mit der Faust ins Gesicht und ich fiel zu Boden. Ich blutete aus dem Mund, meine Lippen waren aufgeplatzt. Doch Marcus schlug immer wieder zu. Mit dem Arm wehrte ich mehrere Schläge ab. In Panik rannte Catarina aus dem Haus. Die Kinder Carolina, Phil und Tom folgten ihr. „Meine Güte. Hör doch auf“, rief Catarina. „Papa. Papa. Lass Papa in Ruhe“, schrie Tom.



Ein Passant beobachtete das Geschehen und rief die Polizei. Ich prügelte mich noch immer mit Marcus. Marcus schlug mich, trat mir in den Magen und ich fiel zu Boden. Er wollte mir gerade mit voller Wucht ins Gesicht treten, als Catarina dazwischenkam und Marcus am Arm zerrte. „Hör auf. Hör auf. Du bringst ihn ja um“, schrie Catarina. Doch wütend schubste er auch sie zur Seite. Marcus war einen Moment unaufmerksam und ich nutzte seine Schwäche aus. Mit letzter Kraft erhob ich mich, nahm eine Hand voll Sand und schmiss ihm den Sand mit voller Wucht ins Gesicht. Dann gab ich ihm einen Kinnhaken, schlug ihn ins Gesicht und trat ihm mit voller Wucht mit einer seitlichen Drehbewegung in den Magen. Er taumelte stöhnend in die Hecke. Auch er blutete an den Lippen. Er bückte sich und griff gerade nach einem neuen Stein, als zwei Polizeiwagen mit Blaulicht auftauchten. Fünf Beamte stiegen aus. Der eine Polizist namens Kai Bremer zog eine Pistole. „Halt! Sofort fallen lassen“, schrie er Marcus an und er ließ den Stein fallen.

Dann ging alles ganz schnell. Marcus und ich mussten unsere Masken aufsetzen und wurden abgeführt. Ich musste im vorderen und Marcus im hinteren Polizeiwagen Platz nehmen, die jeweils von einem bewaffneten Polizisten bewacht wurden. Ein anderer Polizist reichte uns Taschentücher, mit denen wir das Blut von den Lippen abwuschen. Währenddessen wurden die Zeugen – meine Familie und Passanten, die das angeblich alles beobachtet hatten – befragt. Die meisten Zeugen sagten, dass Marcus der Hauptschuldige war, da er mich angegriffen hatte. Marcus und ich wurden auf das Polizeirevier am Tiergarten gebracht und auch wir mussten unsere Aussagen machen. Am Ende mussten wir einen Anhörungsbogen unterschreiben. Nach Auswertung der Zeugenaussagen und unseren Aussagen, kamen die Ermittler zum Ergebnis, dass ich keine Schuld an der eskalierenden Situation hatte. Schuld hatte Marcus, der 1,4 Promille im Blut hatte. Ich erstattete Anzeige wegen Körperverletzung und versuchten Diebstahls. Marcus redete sich natürlich heraus – für ihn lag die Tüte nicht auf meinem Grundstück, sondern auf dem öffentlichen Gehweg. Und er hätte sich nur gewehrt, als ich ihm die von ihm dort gefundene Tüte plötzlich wegreißen wollte, was er als Angriff auffasste. Da sich die Einkaufsstüte – auch nach Beobachtung eines Passanten – direkt vor dem Eingang befand, war es schwer Marcus des Diebstahls zu beschuldigen. Trotzdem war Marcus' Attacke in den Augen der Ermittler eine Körperverletzung und er musste einen Tag in einer Ausnüchterungszelle bleiben. Da vorerst keine besondere Schwere der Schuld nachgewiesen wurde, wurde er schon am nächsten Tag wieder auf freien Fuß gesetzt. Jedoch wartete auf ihn meine Anzeige wegen Körperverletzung und es war nicht klar, wie die Sache ausgehen würde. Das konnte nur der Staatsanwalt entscheiden.

14. Destruktive Untergangsgestalten müssen weichen

Am Abend nach dem Angriff war ich müde und klebte ein frisches Pflaster auf die aufgeplatzte Lippe. Ich saß vor dem Fernseher und grübelte darüber nach, wie stark Catarina und ich uns – besonders nach ihrem Seitensprung – voneinander entfremdet hatten.



So konnte es nicht weitergehen! Ich überlegte, mich endgültig von ihr zu trennen. Doch das wollte ich meinen Kindern nicht antun. So suchte ich nach einem Ausgleich. Nur so lethargisch, ohne Aufträge und mit einer gescheiterten Beziehung, zu Hause zu sitzen, konnte in der Lockdown-Phase zu einer Art Lagerkoller führen. Ich fürchtete, noch völlig durchzudrehen. Auch das ständige, vergebliche Suchen nach Aufträgen bis in die Nacht konnte ich einfach nicht mehr ertragen.

Ich schickte zu meiner Ablenkung WhatsApp-Nachrichten an meine wenigen Freunde. Doch auch sie schienen durch die Coronakrise nicht mehr normal zu sein. Auch die Beziehung zu ihnen hatte sich während der Krise eher zum Nachteil verändert. Ich überlegte, komplett Schluss zu machen mit meinem Freundeskreis und völlig neu anzufangen.

Dann rief ich doch Karsten, einen ehemaligen Schulfreund, an. Nachdem ich ihm meine finanzielle Situation erzählt hatte, gab er mir selbst die Schuld an meiner Lage. Er verstand gar nichts. Was konnte ich dafür, dass ich in der Coronakrise meine Aufträge verloren hatte?

Was sollte ich denn noch tun? Ich tat doch schließlich schon mein Bestes. Doch das alles sah er nicht. Für ihn war ich ein mittelmäßiger Fotograf, der nur zu Hause rumsaß. Dabei war Karsten als Konzertveranstalter selbst seit fünf Jahren erfolglos. Seit der Coronakrise völlig arbeitslos, hatte er sich in seiner Wut darüber zu einem Coronaleugner und aggressiven Menschen entwickelt. Da ich aus verschiedenen Gründen politisch neutral bin, brach ich das sinnlose Gespräch mit ihm ab.

Dann schrieb ich Torsten – dem missratenen Sohn von Onkel Franz – eine Mail. Schnell kam eine WhatsApp von ihm: „Hallo. Wie geht s? Ich habe immer noch keine Arbeit. Hast Du 50 Euro?“ „Ich habe leider kein Geld“, antwortete ich ihm. „Das ist aber schade. Ich dachte, Du könntest helfen. Ich hab keinen Job und mein Vater gibt mir leider nichts. Wie läuft es in Deiner Beziehung?“, schrieb er. „Alles gut“ log ich ihn an. Er schrieb süffisant zurück: „Hey, ich habe eine Frau auf der Straße kennengelernt... Du weißt, dass ich in letzter Zeit Single war, aber diese ist die Richtige“. Wütend rief ich ihn an: „Und wer ist diese Frau?? Hoffentlich keine Prostituierte – das ist verboten!“ „Hey, Hans, das ist total secret. Die nimmt nur 10 Euro für einen Blowjob. Ich verschwinde mit ihr im Keller eines Mietshauses in meiner Nachbarschaft. Das merkt keiner und ist auch wärmer und besser als irgendwo draußen in einer stillen Ecke Häuserwänden auf der Hofseite – wo nur Müll, Dreck ist“, konterte er. „Es reicht. Nein. Ich will damit nichts zu tun haben“, sagte ich. Ich fand das von Torsten erbärmlich die finanzielle Notsituation von Frauen in der Zeit der Pandemie auszunutzen (wie das mehrere andere Männer auch heimlich taten). Diese Frauen hatten sicher in der Coronakrise keine Unterstützung und waren gezwungen illegal sich selbst entweder heimlich auf der Straße oder an anderen abgelegenen Orten zu prostituieren. Männer wie Torsten waren auf der Suche nach solchen Frauen und beachteten die Risiken nicht. Und auf Hygieneregeln wie Abstand, Maske, Kontaktbeschränkungen piff er sogar: „So schlimm ist das nicht. Ich habe einen Freund, der will in der Coronazeit heimlich einen Drogendeal abwickeln, das ist doch schlimmer“, rechtfertigte sich Torsten. „Danke. Ich hab genug jetzt von Dir. Ich will damit nichts zu tun haben. Nimm es mit nicht übel. Ich wünsche Dir alles Gute. Bleib gesund“, sagte ich. Dann war das Gespräch beendet.

Solche Leute, die in meinen Augen unverbesserliche Untergangsgestalten waren, nicht arbeiten wollten und andere nur anschnorrten und ausnutzten, sollten von mir Hausverbot bekommen. Ich konnte mir emotional solche Leute nicht leisten, die mich oder andere ausnutzten, mich entmutigten, die mich weiter runterzogen, sich in meine Angelegenheiten einmischten, über meine Probleme lachten, über mich gemeine Lügen verbreiteten oder mir meine Arbeitskraft rauben und durch die ich finanzielle Verluste erlitt.

Nein, ich wurde strenger. Alles was, mich in Richtung Untergang riss, musste weg, ganz konsequent. Denn alle Fehler, die durch solche Leute entstanden, bedeuteten weniger Brot auf dem Teller für mich und meine Familie und möglicherweise meine totale Pleite. Und nicht nur ich handelte so, sondern auch viele andere in meiner Umgebung, die in der Coronakrise zu kämpfen hatten.

Ich kenne einen Imbissbesitzer aus Berlin-Neukölln, der auch schon vor der Coronakrise oft mit Gästen zu tun hatte, die nicht zahlten oder er hatte auch mit falschen Freunden zu tun. Ein lockerer, gutmütiger Typ, mit dem man früher gut quatschen konnte, der viel Humor hatte und der auch gerne mal einen Drink ausgab. Oft sah er über ein leichtes Fehlverhalten hinweg. Doch als die Krise ausbrach, musste er seinen Imbiss plötzlich schließen. Er musste

sich auf das Liefern von Essen beschränken und konnte so einigermaßen – auch mit Unterstützung seiner Mutter – überleben. Das war für ihn hart! Und wie er kämpfte. Er arbeitete rund um die Uhr für mindestens drei Personen! Ich weiß gar nicht wie er das schaffen konnte – so fast ohne Schlaf, Pause und Ausgleich. Doch von seiner alten Persönlichkeit war schon bald nichts mehr übrig – nichts von seiner Lockerheit, nichts von seinem Humor. Er wurde in dieser Zeit unzugänglicher, weniger herzlich, strenger, härter und konsequenter. Er wurde zu einem Mann, der wirklich anpackte und kämpfte und der Alles oder Jeden wegfetzte, der mit ihm nicht einer Meinung war oder ihm im Weg stand. „Falsche Freunde oder Leute, die mir Kraft rauben, mussten sofort weg“, sagte er einmal. Und da reichte schon eine falsche Bemerkung, um seine Mine ernst werden zu lassen. So war er durch die Corona-Krise geworden.

15. Heimlicher Treff im Lockdown

Am nächsten Tag in der Mittagszeit saß ich wieder auf meiner Terrasse und hing meinen Gedanken nach. Dann fiel mir die offene Rechnung von Malika wieder ein. 200 Euro für die Fotosession vor dem Lockdown. Und ich brauchte das Geld dringend. Ich hatte gerade mal noch 50 Euro im Sparschwein auf dem Nachttisch, Etwas Kleingeld hatte ich noch in meiner Tasche. Fast alles war für die letzten Einkäufe für die Familie draufgegangen. Dieser Rest war für die nächsten Tage in diesem Monat für eine fünfköpfige Familie zu wenig. Von Catarina hatte ich im Moment auch nichts zu erwarten. Zum Glück hatte Onkel Franz mir diesen Morgen Geld für die nächsten Tage versprochen: 100 Euro, sollten erst einmal reichen. Doch wann kamen die genau?

Ich rief Malika an, aber sie war nicht da. Also schrieb ich ihr per Handy eine WhatsApp-Nachricht: „Hallo. Wie gehts? Ich habe alle Fotos entwickelt. Die Rechnung ist laut meiner Buchhaltung noch offen.“ Aber tief in meinem Inneren wollte ich nicht nur die Rechnung beglichen haben (denn ich brauchte das Geld wirklich dringend), sondern ich wollte auch reden. Hauptsächlich sogar. Denn mit Catarina konnte ich nicht mehr reden. Und vielleicht würde unsere Verbindung tiefer gehen...? Sollte Malika nicht reden wollen, würde ich den Kontakt auch sofort beenden und nur die Rechnung einfordern. Sie bräuchte nur die 200 Euro schicken oder überweisen und alles wäre erledigt. Ich würde sogar verstehen, wenn sie sich nicht melden würde, denn es galt Abstand zu halten, Geld war knapp, die meisten Menschen hatte mehr oder weniger in der Coronakrise Probleme – sei es auch nur durch die Anticoronaregeln. Obwohl ich dringend das Bedürfnis hatte mit ihr zu reden, wartete ich erst einmal ab und rechnete mit keiner Reaktion von ihr.

Doch Malika antwortete tatsächlich. Ich war überrascht. Ich versuchte aber cool zu bleiben. „Hallo“, schrieb sie mir. „Ich bin gerade dabei meine Wohnung zu streichen. Kannst Du mir dabei helfen? Ich mag nur wissen, ob die Farbe Blau an den Wohnzimmerwänden gut aussieht“, schrieb sie. „Ok“, schrieb ich und machte mich erfreut auf den Weg. Ich setzte eine Maske auf und fuhr mit der Bahn. Bevor ich ihr Mietshaus betrat, sah ich mich um, ob mich jemand beobachtete oder ob ein Polizeiwagen in der Nähe war – denn es herrschten Kontaktbeschränkungen! Doch die Luft war rein. Ich klingelte und sie öffnete die Haustür. Dann setzte ich mir die Maske wieder auf und ging durch das Treppenhaus nach oben. Malika

stand lächelnd an der Tür mit Maske und ließ mich rein. Sie sah hübsch aus und ich wurde von Lebensfreude erfüllt. Doch ich wollte mich auf keinen Fall aufdrängen. „Wie geht es Dir“, fragte ich. „Da bist Du ja. Mir geht s gut und Dir?“, fragte sie. „Schwierig alles“, meinte ich, „Geschäfte, Schulen, Konzerthallen, Museen, Hotels, Gaststätten, Kneipen, Einkaufszentren – alles dicht“, und sah sie fragend an. „Dann komm ins Wohnzimmer. Wir reden über alles“, sagte sie.



Und wir redeten. Über die Corona-Krise. Über meine Situation. Über ihre Situation. Sie erzählte mir, dass sie arbeitslos sei und dass der Staat die Miete zahlt, dass ihre Mutter krank sei und Geld brauchte, dass Malika aber zu wenig Geld hätte, um ihr zu helfen. Und sie redete und redete und wir hatten uns viel zu erzählen. Nach einiger Zeit zogen wir die Masken runter, da sie uns beim langen Reden Schwierigkeiten beim Atmen und Sprechen hervorriefen. Dafür gingen wir etwas auf Abstand. Ich beobachtete Malika aufmerksam. Sie saß am Fenster auf der Couch. Ich blickte auf ihre Zähne. Auf ihre herrlichen Zähne, die perfekt zur braun-schwarzen Haut passten. Sie war wunderschön. Dann schaltete sie den Fernseher an und legte die Hand auf mein Knie. Und wir sahen uns an und küssten uns. Dann bückte sie sich und griff nach meinem Gürtel. „Hat Dir eine Frau schon mal richtig einen geblasen?“, fragte sie lächelnd. „Nein, bitte nicht!“, dachte ich noch, „Ich hab doch Familie. Und wir müssen aufpassen wegen Corona ...“, aber zu spät ...

Nach dem Blowjob redeten wir eine ganze Zeit und wir setzten unsere Masken wieder auf. Sie wollte, dass ich in der Nacht noch da blieb. Aber das konnte ich nicht. Ich hatte Familie und ich konnte sie nicht im Stich lassen. Außerdem hatte ich Angst wegen Corona. Ich wollte

mich nicht infizieren und das, was eben passierte, war schon ein Fehler. Ich bereute das zutiefst, aber mein Verstand war wie weggeblasen und irgendwie lief alles aus dem Ruder. Malika war enttäuscht. Sie hatte wohl mehr erwartet. Sie wollte, dass ich meine Familie verließ. Doch dazu war ich in meiner Situation nicht bereit – auch wenn ihr Angebot äußerst verlockend war. Ich dachte an Onkel Franz' Worte. Erstens: Mich nicht mit Corona anstecken! Zweitens: Verantwortung für meine Familie übernehmen – auch unter schwierigen Bedingungen! Ich wollte Catarina verzeihen und wegen der Kinder mit ihr zusammenbleiben – solange die Partnerschaft nicht die Hölle auf Erden war. Fast hätte ich es mir noch überlegt. Dann fing Malika wieder von ihrem blöden Ex-Freund David zu reden und wie toll er war: „Er war ein wunderbarer Liebhaber, aber wir haben seit der Coronazeit und auch kurz davor keinen Kontakt mehr und andere Männer kommen hier nicht rein“, sagte sie.

Da verging mir die Lust. Ich wollte eine Frau, die mich ganz will – nicht nur halb, oder nur das, was sich unter der Gürtellinie befindet oder nur mein Portemonnaie, wie Catarina vermutlich in letzter Zeit. Ich wollte keine Frau, die noch nicht mit ihrer Vergangenheit abgeschlossen hat und vergangenen Typen hinterhertrauert – das war nicht mein Ding. Deswegen verabschiedete ich mich und wies Malika nochmal auf die Rechnung hin: „200 Euro!“ „Aber ich hab doch kein Geld. Und es ist Coronakrise“, sagte sie. „Dann zahl später“, sagte ich. „Du, aber da ich Dir was Gutes tat, ist doch sicher ein Rabatt drin?“, fragte sie. Ich überlegte. Dann ließ ich mich überreden. „Gut. 50 Euro erlasse ich Dir. Den Rest von 150 Euro will ich Anfang April haben. Der Erste ist nächste Woche. Ich brauche das Geld dringend“, sagte ich. Malika nickte zustimmend. Ich gab ihr noch einen Kuss und sie griff mir noch einmal in den Schritt. Sie war eben eine temperamentvolle Frau aus Ghana, die wusste, was sie wollte. „Vielleicht sehen wir uns doch noch mal“, sagte sie. „Ja. Vielleicht“, sagte ich. Aber viel Hoffnung machte ich mir nicht, da sie ihrem David immer noch nachtrauerte. Aber vielleicht war ja doch mehr Hoffnung als ich dachte und wenn David als Freund ausfiel – weil er vielleicht mit Malika endgültig Schluss machte oder sie mit ihm aus irgendwelchen Gründen, dann würde es besser für mich aussehen. Denn Lust hatte sie wohl. Aber nicht nur auf mich, auf andere Männer eben auch. Und das störte mich.

Ich ging dann. Ich hatte ein schlechtes Gewissen und hoffte, dass ich mich nicht mit Corona angesteckt hatte! Das quälte mich noch einige Zeit und ich wollte meine Gefühle, meine Ängste unterdrücken. „Hoffentlich gefährde ich nicht meine Familie“, dachte ich und nahm mir vor, auf Abstand gehen. Aber Abstand war ja sowieso da. Catarina war auf Abstand und sie hielt auch die Kinder so gut es ging von mir fern. Da konnte ich bei rationaler Betrachtung wohl sowieso keine einschneidenden Veränderungen zum Positiven erwarten. Da Malika angeblich keinen Kontakt mit ihrem Ex hatte (ich wollte es mal glauben), ging ich davon aus, dass sie gesund war und beschloss deshalb, mich nicht beim Arzt auf Corona testen zu lassen (nach dem Motto: es wird schon gut gehen) – zumal in Arztpraxen auch eine Ansteckungsgefahr bestand. Auch war ich gespalten. Einerseits wollte ich Malika, da sie nett und eine wirklich attraktive Frau war. Andererseits schien mir eine längere Beziehung mit ihr unmöglich in meiner Situation. Ich musste erst einmal abwarten, alles überlegen. In gewisser Weise wollte sich ein Teil von mir nicht den Problemen stellen und wollte im Grunde nur vor diesen Problemen weglaufen.

16. Nichts ist mehr wie früher



Ich irrte eine Zeitlang in der Stadt umher. Ich wollte eigentlich in einem Restaurant eine Kleinigkeit essen, etwas bestellen, was nicht zu teuer war und etwas trinken. Eine Suppe für drei Euro fünfzig oder eine Cola trinken für zwei Euro fünfzig. Doch alles hatte geschlossen. Und niemand war auf der Straße. Alle Straßen waren leer, als ich umherlief und wieder einmal meinen Gedanken nachhing. Auch hier waren an den Fenstern Schilder mit der Aufschrift „Stay Home“, „Alles wird gut“... Durch die öffentlichen Aufrufe zur Solidarität wurden viele dazu bewegt Nachbarschaftshilfe zu leisten, einige Reiche spendeten auch. Es gab sogar einen Reichen, der einem Armen 1000 Euro schenkte. Es gab schon einige gute Leute, die halfen. Und ich bezog das in meine Überlegungen und Gedanken über die Gesellschaft mit ein. Ich wusste auch, dass ein Mensch, wenn er einige negative Erfahrungen gemacht hat, Gefahr laufen kann die Situation einseitig zu betrachten und alles zu pessimistisch und negativ zu sehen und zu glauben, dass seine Situation nie besser wird. Das ist aber nicht so, sagte ich mir. Noch drehte sich die Erde. Noch wuchsen Blumen. Noch wurde Liebe gemacht. Noch wurde gereist, gebastelt, gepicknickt, Partys gefeiert, gelacht. Und das würde auch in 2000 Jahren und länger und vielleicht ewig so sein. Denn laut meines Pastors aus der Jugendzeit würde die Welt nie untergehen bzw. zerstört werden. Gott würde doch nicht die Erde, die er selbst in Vollkommenheit erschaffen hatte, vernichten oder sogar zulassen, dass die Menschen sein Werk in ihrer Verrücktheit, Dummheit oder Unvollkommenheit vernichten, zum Beispiel mit Atombomben. Kein normaler Künstler würde sein eigenes Werk zerstören und daher würde Gott es verhindern, dass der Mensch

die Erde zerstört. Und das glaubte ich auch. Es gab viel Gutes und auch gute Menschen, die halfen und nicht nur an sich dachten. Das war aber, zumindest in meinem Umfeld, nicht die Mehrzahl und es gab genug Missstände. Für mich hatte sich durch die Coronakrise Vieles verschlimmert und es schien mir manchmal, als sei die ganze Welt auf den Kopf gestellt worden. Es erschien mir wie eine Endzeit. Wenn ich daran dachte, wieviel Leute in der Corona-Krise pleitegingen, ihren Job verloren, an Corona starben, wurde mir angst und bange. Aber trotzdem musste ich versuchen eine positive Einstellung zu bewahren wie vor der Krise. An einer positiven Grundhaltung sollte jeder arbeiten. Ich irrte weiter umher durch die leeren Straßen, vorbei an geschlossenen Geschäften und rot-weißen Absperrbändern.

Dann hörte ich aus dem offenen Fenster eines Hauses Geschrei. „Du hast immer kein Geld. Weil Du nur säufst und rumsitzt!“ schrie eine Frau. „Wegen Corona habe ich meine Arbeit verloren und kein Geld. Verstehst Du es nicht? Und Du gibst zu viel Geld aus“, schrie ein Mann. Er war vermutlich der Ehemann der Frau. „Ich gebe zu viel Geld aus? Du ausgerechnet sagst mir das? Du bist doch derjenige, der rumsitzt und säufst! Gib mir wenigstens 30 Euro zum Einkaufen“, schrie die Frau. „Ich habe keine 30 Euro. Verstehst Du es nicht? Ich bin fast pleite!“ „Dann gib mir 20 Euro“ „Ich hab auch keine 20 Euro“, schrie der Mann verzweifelt. „Dann gib mir 10 Euro wenigstens“, schrie die Frau hysterisch. „Ich habe auch keine 10 Euro. 5 Euro kann ich nur geben. Mehr hab ich nicht.“ „Was? Nur 5 Euro? Ich kann nichts kaufen. Kein Kaffee, kein Brot. Nichts.“ „Kapiert Du nicht? Ich bin pleite. Du gibst zu viel aus. Soll ich wegen Dir auf der Straße landen? Man kann noch nicht mal Prostitution betreiben – alles dicht“, schrie der Mann. „He. Was machst Du. Lass mich los. Aaaaah“, schrie sie. „Du redest mit mir nie wieder so. Ist das klar?“, schrie er. „Ja. Ja.“, schrie sie. Dann war Stille.



Ich blieb noch eine Weile stehen. Ich wollte schon die Polizei holen. Doch dann schien sich der Streit beruhigt zu haben. Ich hörte die Frau weinen. „Wie wollen wir das denn schaffen“, schrie die Frau. „Beruhig Dich“, sagte der Mann laut. Dann hörte ich wie ein Mann die Treppen im Mietshaus die Treppe hinunter ging. Er öffnete die Haustür, sah mich, ballte die Faust und brüllte mich an. „Was wollen Sie denn hier. Verschwinden Sie, Sie Gaffer!“, schrie der Mann und ging an mir vorbei. Ich wollte ihn auch etwas hinterherschreien und ballte die Faust. Ich ließ das aber und schwieg. Ich wollte Ärger vermeiden. Es lohnte sich nicht. Dann ging ich weiter die Straße entlang und traf an einem Hauseingang eine Frau mit verweinten Augen. „Was ist los“, fragte ich. „Ich habe Depressionen und kriege meine Antidepressiva nicht in der Apotheke. Nur eine Packung hatte ich bekommen. Das ist nicht genug. Ich brauche 10 Pakete. Da drüben ist eine Apotheke. Können Sie mir bitte helfen und die Antidepressiva kaufen?“, fragte sie mich. Sie zeigte zur anderen Straßenseite. Doch ich sah keine Apotheke. Nur zwei finster blickende Männer, die zu mir rüber guckten. Ich hatte ein ungutes Gefühl. Normalerweise helfe ich gerne anderen Menschen, doch in diesem Fall hatte ich meine Zweifel und es war besser für mich einfach wegzugehen und mich auf keine weiteren Diskussionen einzulassen. Das konnten auch Kriminelle sein und ich wollte kein Risiko eingehen. Außerdem hatte ich kein Geld. Vielleicht 10 Euro hatte ich nur noch in meinem Portemonnaie. Mehr bestimmt nicht und das würde nicht reichen. Und die Frau wirkte nicht so, als ob sie mir das Geld für das Holen ihrer Medikamente geben wollte. Ich, der ich selbst fast kein Geld hatte, sollte das bezahlen natürlich. Also ging ich. „Tut mir leid. Ich habe selbst kein Geld“, sagte ich. Und als ich das sagte, guckte sie mich böse an. „So ist die Welt. Wer nichts hat, wird nicht gemocht. Den Armen mag Niemand. Und viele haben nichts und sind so arm, dass sie sogar den Rest an Menschlichkeit in ihrer Not und ihrem Frust verlieren. Das ist bitter“, dachte ich und ging.

Ich sah dann ein kleines Mädchen am Fenster, das traurig über die Straße zu dem Spielplatz gegenüber schaute, der durch rot-weiße Bänder abgesperrt war. Mir tat das Mädchen leid. Meinen Kindern erging es genauso. Auch sie wollten, aber konnten nicht auf den Spielplatz, weil alle Spielplätze gesperrt waren. Ich ging weiter die menschenleere Straße entlang bis ich das Quietschen von Reifen hörte. Ich blickte mich um und sah, wie ein Ford Escort mit offenem Kofferraum durch die Straßen fuhr. Der Fahrer hatte vergessen den Kofferraum zuzumachen. Viele Leute waren damals so zerstreut, verrückt vor Stress, Angst, voller Ungewissheit, sodass sie Einkaufstüten und Taschen liegen ließen, ihre Masken vergaßen, aggressiv, nervös oder depressiv wurden. „Viele, oft diejenigen, die keinen Job haben, pleite sind und im Lockdown das Haus nicht verlassen, aber auch andere Menschen, ohne große Sorgen, drehen in der Corona-Krise auch ab, weil sie sie sich nur mit Corona beschäftigen, weil sie von ihren Sorgen fast aufgefressen werden und nicht damit umgehen können. Zum Beispiel haben viele keine Therapie, keine Struktur, keinen Glauben – was einen Ausgleich bewirken könnte. Andere haben noch nicht einmal eine funktionierende Partnerschaft. Viele versuchen, ihre Sorgen zu verdrängen, indem sie nur Endzeit-Horror-Filme oder Serien gucken – einen Film nach dem anderen. Sie laufen Gefahr einen Lagerkoller zu bekommen. Manche sind nur mit Handy oder mit der Spielekonsole beschäftigt. Sie berieseln sich zusätzlich ständig mit Coronanachrichten. Das alles löst keines ihrer Probleme. Wer sich immer diese Bilder von sterbenden Leuten anguckt, neigt dazu überängstlich zu werden, weil

er diese Bilder nicht mehr aus dem Kopf bekommt. Bei vielen Menschen ist in der Zeit des Lockdowns die Einsamkeit ein großes Problem. Das macht viele Menschen depressiv und oft auch aggressiv. Wenn dann noch der Alkohol dazu kommt, kann das schnell in Gewalt führen“, dachte ich.

Meine Stimmung verschlechterte sich durch die Erlebnisse. Ich kam mir vor, wie in einem Halloween-Film, denn auch in dem Film Halloween 4 – die Rückkehr des Michael Myers – gab es eine Ausgangssperre, aber nicht wegen Corona, sondern wegen Michael Myers. Nun läuft im echten Leben ein Killer, das absolute Böse mit Namen Corona herum und bringt die Leute um die Ecke. Ich ging ich weiter, ging immer weiter und weiter und verließ die düstere Gegend. Ich eilte zur U-Bahn Eberswalder Straße und nahm die U2 bis Bahnhof Zoo – mit äußerster Vorsicht und mit Maske.

17. Begegnungen im Tiergarten

Ich kaufte mir in der Nähe des Hardenbergplatzes einen Döner und ging im Tiergarten in der frühen Nachmittagssonne spazieren. Dort kam ich mit einem älteren Ehepaar ins Gespräch, das gerade den gemeinsamen Schäferhund ausführte. Beide hatten runtergezogene Masken. Ich auch und wir gingen auf drei Meter Abstand. „Der ist ja niedlich“, sagte ich. „Der musste raus, er verträgt den Lockdown sonst nicht“, sagte sie. Und ich beobachtete, wie der Hund vor Freude hin und hersprang. Die Frau griff ein Stöckchen und schmiss es einige Meter weit weg. Der Hund sprang sofort zum Stöckchen, nahm es ins Maul und brachte es der Frau zurück. Und wie der Hund freudig mit dem Schwanz wedelte. „Ich bin Armin, bin Sport- und Mathelehrer und meine Frau heißt Sabine und ist Deutsch- und Lateinlehrerin“, stellte der Mann sich vor. „Und wer sind Sie?“, fragte er nach. „Ich bin Fotograf. künstlerischer Fotograf. Ich zeichne auch. Aber durch die Coronakrise habe ich alle Aufträge verloren“, sagte ich. „Sieh mal an, ein Künstler. Ein Fotokünstler und ohne Arbeit. Und natürlich hat Corona die Schuld“, sagte der Mann zu seiner Frau. Es klang schon fast spöttisch. Als würde er sich über meine Situation lustig machen wollen. Klar, ich wusste, dass es mir noch besser als vielen anderen ging. Ich hatte ja noch mein Haus. Was sollten diejenigen sagen, die kein Haus und auch sonst nichts hatten? „Ich hab ja zu Glück als Beamter mein festes Gehalt und meine Frau auch. Ich möchte nicht heutzutage Künstler sein. Es ist besser, Kunst nur als Hobby zu machen“, belehrte er mich. „Da haben Sie Glück. Ich habe keine Aufträge“, sagte ich höflich. „Und das wird wohl auch so bleiben“, sagte er. Dann tuschelte noch etwas zu seiner Frau, was ich nicht verstand. Bestimmt nichts Gutes über mich. „Dann noch schönen Tag“, sagte ich kurz und knapp und ging weg. Ich hörte die Frau noch sagen „Gehen wir. Sonst jammert der uns noch die Ohren voll wegen der Corona-Krise.“ „Hahaha, Corona-Krise“, lachte der Mann. Ich war froh, dass sie weg waren. Ich hatte einfach keine Lust mir dieses hochmütige Gequatsche anzuhören. „Die gehen sicher nicht nur mit mir so um, sondern auch mit anderen benachteiligten Leuten. Es ist besser, solche Leute wie Luft zu behandeln“, dachte ich.

Ich beobachtete noch missmutig eine Frau, die ihren Hund ausführte. Sie wirkte fröhlich. Das war auch bestimmt so eine Frau, die viel Geld hatte, einen gutverdienenden Mann und einen guten Job hatte und die sich in der Coronakrise keine Sorgen machen brauchte, dachte ich.

Dann sah ich eine andere Frau, die mit dem Kind auf der Bank saß und dem Kind zeichnen beibrachte und nach zehnminütigem Fußmarsch sah ich einen fröhlich wirkenden Jogger. Das waren in meinen Augen damals alles Menschen, die nicht von der Coronakrise betroffen waren. Und ich gönnte ihnen ihr Glück – so war ich einfach eingestellt. Was ich schade fand war, dass einige von ihnen wenig oder gar kein Verständnis für, durch Corona, in Not geratene Menschen hatten oder für Leute, die Existenzängste hatten, für Leute, bei deren Weg so langsam nach unten führte, so wie bei mir (wobei es vielen Leuten noch viel schlimmer erging). Wenn es bei mir so weiterging, würde ich mein Haus verlieren, meine Familie und irgendwann hätte ich gar nichts mehr – das konnte schnell gehen. Es gab auch vermögende Leute, die durch bestimmte Umstände auf der Straße landeten – zum Beispiel durch Arbeitslosigkeit, Krankheit, Scheidung, Fehlspekulation, Börsencrash. Das hatte die Geschichte immer wieder gezeigt! Natürlich gab es auch Gegenargumente von einigen Menschen, die zu positiv dachten, alles zu locker und vereinfacht sahen und meinten „Arbeit gibt es immer. Wer arbeiten will, findet Arbeit. Umschulen kann man noch im Alter von 50 Jahren“. Aber wer physisch und psychisch aus irgendwelchen Gründen krank war in dieser Zeit, für den war es sicher nicht so einfach. In solchen Situationen kann nur Gott helfen.

18. Nur die Bäume sind mein Publikum

Dann ging ich weiter im Tiergarten spazieren. Ich holte meinen Zeichenblock aus der Tasche und wollte mich gerade auf die Bank setzen, als ein junger Mann mit seiner Freundin an mir vorbeiging und mich ansprach. Er blickte auf den Zeichenblock. „Entschuldigung, Machen Sie das beruflich? Sind sie vielleicht Zeichner oder Maler?“, fragte er. „Nein. Ich bin Fotograf, aber ich zeichne sehr gerne. Was soll ich denn sonst im Lockdown tun? Ich habe keine Aufträge. Ich habe die ganze Zeit nach Aufträgen gesucht, jedoch vergeblich. Deshalb zeichne ich.“

Ich muss ich etwas Neues probieren, mich neu erfinden. Auch ich bin eine Art Schmetterling, erlebte früher eine Metamorphose, doch jetzt entwickle ich mich vermutlich zur Raupe zurück“, sagte ich. „Was zeichnen Sie denn“, fragte er. Ich redete trocken, stümperhaft, bekam auch kaum den Mund auf und ich bemerkte seine Enttäuschung. „Ich male oder zeichne einfach - frei von irgendwelchen Hochschulregeln - einfach aus dem Bauch heraus und fertig. Stilleben, Landschaften, Situationen, Porträts, das was mich beschäftigt. Publikum habe ich nicht, nur die Bäume um mich herum“, erzählte ich. Der Mann war verständnisvoll: „Ja, momentan hat ja alles geschlossen. Kino, Theater, Oper, Galerien, Museen, Konzerthallen... Es finden keine Veranstaltungen statt, keine Ausstellungen und Konzerte, keine Theater- oder Opernaufführungen. Nichts. Es werden keine Filme mehr gedreht – noch nicht einmal in Hollywood. Für Autoren finden keine Lesungen statt. Künstler haben es besonders schwer.“ „Was machen Sie beruflich?“, fragte ich neugierig. „Ich arbeite in einem systemrelevanten Beruf“, sagte er ganz wichtig: „Ich bin Krankenpfleger.“ „Krankenpfleger. Das ist bestimmt hart“, sagte ich. „Ich arbeite rund um die Uhr. Auch viele Coronafälle. Wie lange das noch so weitergeht. Es ist noch kein Impfstoff da. Und alle müssen auf Abstand gehen. Das wird noch lange in den Köpfen der Leute drinbleiben“, sagte er besorgt. „Es ist natürlich schwierig. Einerseits soll die Anzahl der Coronaopfer und

Neuinfektionen reduziert werden mit dem Lockdown und mit den Hygienegesetzen. Auf der anderen Seite geht die Wirtschaft immer mehr den Bach runter im Lockdown und das erfordert auch Opfer zum Beispiel durch Selbstmorde, Pleiten. Das ist das Dilemma. Lockert man alles und öffnet die Geschäfte, Restaurants... wird die Zahl der Infektionen und Todesopfer steigen. Lockert man es nicht, wird möglicherweise die Wirtschaft immer mehr den Bach runtergehen und wird auch Todesopfer geben zum Beispiel durch Selbstmorde, durch Corona bedingt erhöhte Kriminalität. Da muss man abwägen. Beide Wege sind problematisch“, sagte er. „Es wird schwierig sein eine Entscheidung zu treffen. Das muss man alles genau überlegen“, sagte ich. „Natürlich k ö n n t e man alles durchseuchen und dann hätte man Corona hinter sich. Also fast alle Menschen hätten dann die Coronaseuche hinter sich und die Geschäfte, Bars, Restaurants, Kirchen, Hotels, Fußballstadien, Konzert hallen,... und alles was bis jetzt geschlossen hat, könnte wieder aufgemacht werden- auch die Künstler -, Veranstaltungs- und Reisebranche, die komplett runtergefahren und ohne Hilfe ist, könnte wieder aufleben. Und doch geht das nicht - viele Menschen - besonders alte Menschen mit Vorerkrankungen würden sterben. Und das wollen wir nicht. Deshalb müssen wir uns besser an die Hygieneregeln halten. Wir müssen Kontakte auf ein Minimum beschränken, Abstand halten und Maske tragen – anders geht es nicht. Da müssen wir durch. Ich möchte meine geliebten Eltern, die sich im Pflegeheim befinden und zur Sicherheit weggeschlossen sind, schützen und nicht verlieren“, sagte der Mann. „Und ich möchte nicht meinen Onkel Franz - der Bruder meines Vaters - verlieren, den ich liebe und der mir hilft, meiner Familie hilft. Meine Kinder wollen nicht ihren Großonkel durch Corona verlieren. Denn meine Eltern - für die Kinder wären es Oma und Opa- leben nicht mehr, auch nicht meine Tante, da sind alle alten Personen in meiner Familie schon gestorben und zu entfernten Verwandten zum Beispiel zum Cousin von meinem Vater, der in Bayern lebt, habe ich keinen Kontakt mehr,“ sagte ich. „Und die Eltern meiner Lebensgefährtin leben auch nicht mehr. Da leben nur noch einige ältere Tanten und Onkel in Portugal im Lockdown, eine ältere Tante in Hamburg und die sollen auch überleben.“ „Abstand halten und Maske tragen sind ein Muss. Das ist demokratisch unbequem, aber notwendig. Vielleicht muss man, wenn die Pandemie sich abschwächen sollte, einige Lockerungen durchsetzen, so dass die Leute vernünftig arbeiten und wieder Geld verdienen können und nicht pleitegehen. Da muss eine Lösung her und das muss im Bundestag diskutiert werden. Dringend“, sagte der junge Mann. „Warten wir 's ab“, meinte ich. Gern wollte ich noch etwas mit dem Pärchen plaudern, doch sie mussten weiter. Dafür hatte ich Verständnis. „Ich wünsche alles Gute“, sagte ich. „Alles Gute“, sagte der Mann. „Bleib gesund“, sagte die Frau. Dann gingen sie weg.

Ich war froh, Menschen getroffen zu haben, mit denen ich mich einigermaßen unterhalten konnte. Im Stillen hoffte ich, sie vielleicht erneut zu treffen, zum Beispiel wieder im Tiergarten.

Dann setzte ich mich auf die Bank und begann zu zeichnen. Ich wollte die Bäume im Tiergarten zeichnen. Als ich fertig war, nahm ich mein Handy aus der Tasche und guckte meine Freundesliste nochmal durch. Einige Freunde, mit denen ich nichts mehr zu tun haben wollte, löschte ich wie zum Beispiel Egon, der schon vor dem Lockdown ein erfolgloser Musiker war, der nur noch mürrisch rumsaß, sich beklagte, nicht arbeitete, nur schlechte Stimmung verbreitete. Ich versuchte jeden Tag bis in die Nacht Fotoaufträge zu bekommen. Und er bummelte nur. Meiner Meinung nach lebte er auf Kosten anderer. Er machte einfach

nichts. Ich löschte auch die Nummer von Günther von der Liste. Der rief mich sowieso nie an. Immer war ich derjenige, der sich meldete. Angeblich hatte er immer zu tun. Er hatte noch nicht einmal fünf Minuten für mich Zeit! Und darauf hatte ich keine Lust mehr. Ich hatte schließlich auch zu tun, musste kämpfen nicht pleite zu gehen, musste meine Zeit für das Suchen von Aufträgen verwenden und brauchte solche Zeiträuber nicht. Ich strich den Schnorrer Rudolf und meinen Cousin Torsten von der Liste. Mit dem wollte ich absolut nie wieder etwas zu tun haben und ich schämte mich für mich und meinen Mangel an gutem Urteilsvermögen und Scharfblick in der Vergangenheit indem ich mir die falschen Leute als Freunde ausgesucht hatte und dass ich einen solchen Cousin hatte! Und ich musste mir eingestehen, dass ich meine Freunde gar nicht richtig kannte. Erst durch die Coronakrise hatte ich die meisten von ihnen besser kennengelernt und ich war überrascht, was Corona aus vielen Menschen gemacht hatte. Oder sie waren schon immer so gewesen und ich merkte das erst jetzt, wo Corona ihre negativen Seiten hervorbrachte. Aber auch mein eigenes wahres Gesicht musste ich kennenlernen. Dass ich nicht viel anders war, sondern teilweise noch schlimmer als der Durchschnitt. Und wie es oft in mir brodelte in der Zeit der Krise, wie das Gute und das Böse in mir miteinander rangen, das wurde immer schwieriger und schlimmer. Catarinas Liebe hätte einiges Gutes in mir bewirken können, aber da diese Liebe nun fehlte, zogen mit der Coronakrise immer mehr Verbitterung und Enttäuschung in mein Herz ein. Ich war jetzt innerlich fast leer. Nur meine Kinder und mein Onkel bewirkten, dass ich nicht völlig zusammenbrach. Während ich als Kind ein sanftmütiger, mitfühlender und herzlicher Mensch war, entwickelte ich mich seit der Coronakrise immer mehr zum Schlechten.

Die Krise holte das Gute oder das Schlechte in dem Menschen hervor. Und bei mir waren es deutlich mehr die Defizite und das zermürbte mich. Aber ich durfte nicht aufgeben. Ich hatte eine Familie. Ich hatte eine Verantwortung. Ich hatte für meine Familie zu sorgen – geistig und auch materiell. Ich durfte nicht aufgeben, umkippen, ausfallen! Ich erinnerte mich an Onkel Franz, der mir einmal sagte, dass das eine Katastrophe wäre, wenn ich mich hängen ließe.

19. Schlechte Nachrichten

Ich guckte weiterhin auf die WhatsApp-Freundesliste. Dann sah ich zuletzt noch Olaf auf der Liste. Und der war der Beste! Ein wirklich gutherziger Mann, der einmal wegen Prostatakrebs im Krankenhaus operiert wurde und dann – nachdem die Ärzte sagten, dass er geheilt war – entlassen wurde (das war natürlich Unsinn- wer einmal Krebs hatte war nie geheilt. Man konnte den Krebs nur eindämmen). Und ich dachte wirklich in meiner damaligen Naivität, dass er gesund war. Ich rief ihn an und fragte, wie es ihm erging „Hallo, hier ist Hans. Wie geht es Dir?“, fragte ich. „Hallo Hans. Mir geht es schlecht. Ich muss ins Krankenhaus.“, sagte er. Ich war erschüttert über die Nachricht und ahnte Schlimmes. „Es wurde bei mir ein Tumor im Magen entdeckt. Ich muss nächste Woche ins Krankernhaus. Ich muss operiert werden“, erzählte er, „Ich machte mir zu lange Zeit große Sorgen über Corona und ging nicht zum Arzt. Ich wollte erst abwarten, wie sich die Coronakrise weiter entwickeln würde. Aber

es ging dann nicht mehr, ich hab auch inzwischen unerträgliche Schmerzen“. Das klang nicht gut. Dann erzählte Olaf mir von seinen letzten Untersuchungen. Von seinen Schmerzen. Auch von der schnellstmöglich notwendigen Chemotherapie. Von seinen Ängsten und schaflosen Nächten. Seine Angst vor dem Krebs war jetzt grösser als die Angst vor Corona. Er weinte auch. Ich versuchte ihm Mut zu machen. Es war wichtig sich an etwas klammern zu können – auch wenn es vielleicht nur eine Illusion war, nur ein kleines bisschen Hoffnung. Ohne Hoffnung geht es nicht. „Olaf, Du darfst die Hoffnung nicht aufgeben. Du musst kämpfen. Das machen, was die Ärzte sagen. Und beten. Der Glaube hilft! Und die Hoffnung nicht aufgeben. Und vielleicht hilft Ernährung. Ich hab gehört, dass man viel trinken sollte in und nach der Chemotherapie – das treibt das Gift aus dem Körper. Man soll viel Obst und Gemüse essen, hatte ich gelesen. Und keinen Zucker essen – erst recht keinen Traubenzucker, da der den Krebs nicht eindämmt, sondern fördert. So behauptete es mal eine Ärztin in Österreich, die abseits der üblichen ärztlichen Norm arbeitete. Sie hatte ganz viele Krebspatienten gerettet, die keine Rückfälle hatten, denn Traubenzucker fördere den Krebs, so war ihr Fazit und sie warb mit der Empfehlung `Birndicksaft statt Traubenzucker!'. Den Saft gibt es im Reformhaus, Olaf. Ich weiß das, weil meine Tante diese Ärztin kannte. Sie war ursprünglich ein hoffnungsloser Krebs-Fall mit fünfzehn befallenen Lymphknoten, aber sie überlebte durch die Therapie dieser Ärztin immerhin 10 Jahre, was fast schon ein Wunder war.“, sagte ich. Ich wusste nicht, ob ihm diese Tipps was brachten oder ob er sie befolgen würde. In einem späteren Stadium würde das natürlich wenig oder nichts bringen. Das wusste ich auch. Aber ich wollte jetzt auch nicht immer das Schlimmste annehmen. Das wäre töricht und würde zu nichts führen. „Ich versuche es.“, sagte er. Und es klang etwas, als wenn er an meine Ernährungstipps nicht wirklich glaubte. Ich war besorgt. Wichtig wäre auch zu wissen woher die Schmerzen kamen. Vielleicht kamen die Schmerzen durch den Krebs oder vielleicht wurden die Schmerzen durch die Sorgen verursacht. Das konnte er mir nicht sagen. Obwohl angeblich der Tumor klein war, war die Situation alarmierend. Mir wurde das Gespräch auch zu viel und ich merkte, dass vor mir alles verschwand und dass durch den mentalen Stress Hitze in mir aufstieg. Ich war mit seiner Situation überfordert und versuchte als Selbstschutz innerlich abzublocken. Ich wollte nichts mehr von dem Thema Krebs hören. Es war schrecklich genug und ich hatte genug eigene Sorgen durch die Coronakrise. Ich wünschte ihm alles Gute und beendete das Gespräch. Ich wollte eigentlich am liebsten weinen. Er war doch mein bester Freund. Aber ich konnte es nicht in diesem Moment. Ich war durch die Ereignisse der letzten Zeit zu ausgebrannt.

20. Alles geschlossen

Dann ging ich tiefer in den Tiergarten. Ich dachte die meiste Zeit nur an Olaf und wünschte ihm alles Gute. Und ich wollte etwas essen. Hätte ich doch bloß etwas zum Essen mitgenommen. Aber ich hatte in der Tasche nur einige Dosen Bier (Flüssignahrung), mehr nicht. Nirgendwo hatte ein Restaurant oder eine Kneipe auf, nirgendwo konnte man sich gemütlich hinsetzen, etwas essen und trinken, sich mit Leuten unterhalten, Leute kennenlernen. Ich hätte gerne etwas gegessen und mich mit Leuten unterhalten – nicht nur auf zwei Meter Abstand oder per WhatsApp oder Telefon, was nur Oberflächlichkeit

Vorschub leistete. Ich wollte einfach mein normales Leben zurückhaben. Aber das war durch die Coronakrise unmöglich. In meinem Kopf drehte sich alles im Kreis. Für mich hieß es nur um die Existenz zu kämpfen, rund um die Uhr zu arbeiten, eine Menge Stress und Ängste auszuhalten und auf alles Schöne – Oper, Kino, Konzertbesuche, Restaurantbesuche, Kneipenbesuche – zu verzichten. Aber das alles war notwendig, um die Ausbreitung des Coronavirus einzudämmen. Da war ich mit der Regierung „On Line“. Das musste sein. Aber trotzdem war ich genervt und das lag an Corona.

Im Tiergarten und überall war fast alles leer. Die Leute hatten Angst vor Corona und blieben drin. Sie bastelten zu Hause, kochten, gingen mit Kindern spazieren, malten, lasen, guckten fern, musizierten, werkten in ihren Wohnungen rum. Andere stritten sich, liebten sich, machten sich Sorgen, gingen mit ihrem Hund spazieren, masturbierten. Wieder andere besoffen sich, steckten den Kopf in den Sand, während noch andere kämpften und das Beste aus ihrer Lage machten. Aber es war ganz unterschiedlich. Was für die gutbetuchten Leute mit festem Job nur ein Ärgernis war, war für die einfachen Arbeiter, für die Armen, für viele Selbstständige, kleine Krämerläden, kleine Gastronomen, Künstler, Veranstalter oder auch Prostituierte eine Katastrophe. Wobei Künstler, Veranstalter und Prostituierte es am schwersten hatten, denn Künstler und Veranstalter bekamen – abgesehen von ganz wenig Geld am Anfang (eine lächerliche Summe) – keine Unterstützung, die auf ihre Bedürfnisse zugeschnitten gewesen wäre. Auch Prostituierte bekamen keine Unterstützung, da sie keinen Anspruch auf staatliche Corona-Hilfen hatten. Die mussten sehen wo sie blieben. Wenn sie Glück hatten, durften einige von ihnen kostenlos im Bordell oder bei Bekannten oder Verwandten schlafen oder sie landeten auf der Straße. Viele drohten in die Illegalität abzurutschen, prostituierten sich heimlich...

21. Wie ausgestorben

Als es mir im Tiergarten zu langweilig wurde, ging ich wieder auf die Straße des 17. Juni. Die war auch komplett leer. Ab und zu lief mal ein Jogger oder es fuhr ein Auto vorbei. Ich machte einige Fotos. Vielleicht konnte ich sie ja später im Internet verkaufen oder auf Ausstellungen präsentieren. Auch am Brandenburger Tor war es wie ausgestorben. Nur zwei Wächter waren zu sehen. Dann ging ich die Straße Unter den Linden entlang. Ich holte mir noch zwei Dosen Bier aus der Tasche.



Ich wünschte, es gäbe ein geöffnetes Restaurant oder Kneipe, aber alles war im Lockdown. Es gab einfach nichts. Kein Mensch war da, nur leere Straßen und Häuser mit Fenstern, die mich wie leere Augenhöhlen ansahen. Schließlich setzte ich mich auf einen der vielen Stühle an einem geschlossenen Restaurant. Ich holte meinen Block raus und zeichnete Schmetterlinge. „Ich bin niemand. Niemand kennt mich, Niemand sieht mich, niemand fragt nach mir – auch wenn ich tot bin, fragt niemand nach mir. Es ist als ob ich niemals gelebt habe. Und Künstler sind kreative, unangepasste Freigeister und die mag fast niemand.“, murmelte ich in meinem depressiven Zustand. Ich wusste, dass kein Mensch mich hörte. Ich war anonym, gesichtslos, wie verschluckt in dieser tristen, leeren Stadt. Und auch der Himmel war nicht mehr blau wie vorhin, sondern es zogen gerade Wolken auf und tauchten die Stadt in ein düsteres grau.



Wie gerne wäre ich ein Schmetterling und wäre aus dieser leeren, toten Stadt rausgeflogen, die mal meine Lieblingsstadt war. Eigentlich war sie es immer noch aber ohne Menschen war sie nur eine unerträgliche Geisterstadt. Aber wohin? Corona war überall. Ich wusste nicht wie lange ich dort gesessen habe, zeichnete, fotografierte und Bier trank. Irgendwann hatte ich keine Lust mehr auf nichts und ging weg.

22. Die mysteriöse Gestalt

Dann ging ich zur Friedrichstraße, die auch völlig ausgestorben war und dann zum Bahnhof. Dort gab es ein McDonalds-Restaurant mit außer Haus-Verkauf, während drinnen alles mit rot-weißen Absperrbändern abgesperrt war. So holte ich von meinen letzten 10 Euro sieben Cheeseburger für insgesamt 9,73 Euro – zwei für mich zum sofort Essen, zwei für Catarina zum Mitnehmen, und je einen Cheeseburger für die Kinder. Ich zahlte pro Cheeseburger 1,39 Euro. Und ich sparte Geld, denn Cheeseburger waren noch recht billig und irgendetwas musste ich meiner Familie schon bieten. Ich konnte sie doch nicht die ganze Zeit mit Dosen und Spagetti ernähren, wenn das finanziell immer enger wurde. Dann nahm ich wieder die Bahn nach Charlottenburg. Dort blieb ich eine Weile und trank. Und das zu viel. Ich musste einfach meine Probleme wegtrinken. Erst als die Sonne langsam unterging, kam ich nach Hause.



Als ich auf unser Haus zulief, sah ich eine Gestalt weglaufen. Es war eine Gestalt mit Schmetterlingsflügeln. Ich erschrak. Ich traute meinen Augen kaum. Carolina hatte mir davon erzählt und auch der Bettler und nun sah ich sie auch? Hatte ich zu viel getrunken? Das konnte doch nicht sein. Ich suchte in der Abenddämmerung den Garten ab, um diese Gestalt zu finden, vergeblich. Da ich kaum noch stehen konnte, kam ich zur Einsicht, dass ich wohl stärker betrunken war, als ich dachte. Als ich ins Haus ging, kam mir Catarina entgegen. Sie merkte, dass etwas nicht stimmte. „Wo warst Du so lange?“, fragte sie besorgt. Ich brachte zunächst kein Wort heraus. Dann sagte ich zögernd „Ich hab grad eine Gestalt gesehen mit Schmetterlingsflügeln am Eingang“. „Ich glaube, Du spinnst. Du riechst nach Alkohol. Du trinkst immer mehr. Wo warst Du denn bloß?“, schrie sie. „Ich war ein paar Stunden im Tiergarten. Ich habe Fotos gemacht für meine künftige Ausstellung im Internet – eine andere Ausstellung ist ja nicht möglich, weil alles geschlossen hat. Ich trank nur ein paar Bier. Ich musste einfach mal raus“, sagte ich fast etwas lallend. „Phil war verschwunden. Ich habe ihn gerade eben erst gefunden“, sagte sie. „Und wo ist er jetzt?“, fragte ich. „Er ist jetzt oben und schläft. Er läuft manchmal einfach heimlich weg – auch nachts. Und manchmal auch Carolina“, beschwerte sich Catarina. „Dann werden wir die Kinder strenger kontrollieren müssen“, sagte ich. „Ja. Und Du musst sofort Hände waschen, Hände desinfizieren, duschen“, sagte sie. Das war typisch. Und ich folgte ihren Anweisungen – aber nur widerwillig und um des familiären Friedens willen. Denn ich fand, dass sie es mit ihrer Angst vor Corona auf der einen Seite übertrieb, auf der anderen Seite war sie eiskalt fremdgegangen und hatte die Abstandsregeln missachtet. Das war sehr widersprüchlich. Ich hätte ihr wieder Vorwürfe machen können, doch ich wollte Streit in der Familie wegen der Kinder vermeiden. Ich ging noch kurz nach oben und sah nach den Kindern. Sie schliefen. Und auch Catarina ging kurz danach mit Abstand an mir vorbei ins Schlafzimmer und kurz darauf ins Bett. Ich ging wieder ins Wohnzimmer, weil ich noch nicht müde war und setzte

ich mich vor den Fernseher. Ich dachte an die Kinder, an meine Beziehung mit Catarina, ich dachte an Olaf, an meine finanziellen Probleme.

Dann sah ich Bilder von Carolina auf dem Wohnzimmertisch liegen. Es waren drei Bilder von Schmetterlingen und auf diesen Bildern stand „Für Papa, weil Du ja Schmetterlinge so magst“. Ich lächelte. „Sie hat die Begeisterung für Schmetterlingen von mir geerbt“, dachte ich. Dann sah ich einen Brief von Onkel Franz liegen. 100 Euro als Hilfe hatte Onkel Franz für mich und die Familie in den Brief gelegt. Onkel Franz hatte ihn in den Briefkasten vor der Haustür geschmissen, als ich weg war und Catarina hatte ihn dann gefunden und mir auf den Wohnzimmertisch gelegt, bevor sie schlafen ging. Ich las mir Onkel Franz` Brief durch: „Bleib ruhig, bleib gelassen, bleib gesund. Halte durch. Es kommen irgendwann bessere Zeiten. Gib nicht so viel Geld aus. Hier sind vorerst 100 Euro. Später im April kommt mehr“, stand in dem Brief. Irgendwann schief ich auf der Wohnzimmercouch ein.

23. Der letzte Freund (Abschied)

Dann kam der April. Es war immer noch Lockdown, alles geschlossen, nichts ging mehr. Die Zahl der Infizierten stieg immer höher und ich und meine Familie verfolgten täglich mit Spannung die Nachrichten. Ich hatte immer noch keine Fotoaufträge, ich konnte kein Geld verdienen, mein Konto rutschte immer weiter ins Minus. Onkel Franz schenkte mir in der Not mehrmals Geld. Anders kam ich finanziell nicht über die Runden. Von Catarina hatte ich mich immer mehr entfremdet und ich hatte auch fast alle meine Freunde verloren.



Nur zu Olaf hatte ich noch Kontakt – er war der einzige Freund, der übriggeblieben war. Und die einzige Bezugsperson außerhalb meiner Familie. Am 5. April 2020 rief ich ihn an. Er erklärte mir seine Situation. „Es geht mir besser. Der Tumor ist zwar bösartig, aber nicht groß. Er müsste nur durch eine Operation entfernt werden. Dann sei alles gut“, sagte er optimistisch. Natürlich mussten Bestrahlung und Chemotherapie zur Sicherheit sein aber danach sei alles in Ordnung und so wie früher. Ich war zwar immer noch skeptisch, aber froh, dass es ihm besser ging und ich gratulierte ihm. Wir plauderten noch eine Weile, dann wünschte ich ihm alle Gute und beendete das Telefonat.

Ich spielte mit den Kindern, mit Catarina redete ich nur das allernötigste, ich kümmerte mich um Verpflichtungen wie Einkaufen (wobei ich eisern sparte), arbeitete auch im Garten. Ich hatte noch zwei alte Bilderrahmen im Keller entdeckt und so rahmte ich zwei von den Schmetterlingsbildern meiner Tochter ein und hängte sie im Flur auf. Ich dachte an die Schmetterlingsgestalt im Garten aber ich hielt das für eine alkoholbedingte Halluzination. Und so vergaß ich die Sache.

Ein paar Tage später versuchte ich erneut Olaf mit dem Handy zu erreichen. Doch er meldete sich nicht. Ich schrieb ihm auch eine WhatsApp. Doch er reagierte nicht. Am darauffolgenden Tag versuchte ich es erneut. Dann kam eine WhatsApp-Nachricht zurück. Er informierte mich kurz, dass er jetzt ins Krankenhaus gekommen war und dass er bald operiert werden würde. Dann telefonierten wir und er informierte mich über seinen gesundheitlichen Zustand. „Du musst Dich gesund ernähren. Und viel trinken. Das hilft“, riet ich ihm immer wieder und ich hoffte, dass er meinen Rat annahm. Ich wollte ihn am liebsten im Krankenhaus besuchen, aber das ging wegen der Corona-Ansteckungsgefahr und den Abstandgesetzen nicht. „Das ist schade, dass ich Dich nicht besuchen kann. Halte durch. Alles Gute und behalte den Kopf oben“, sagte ich. Dann beendeten wir das Telefonat.

Danach hörte ich überhaupt nichts mehr von ihm. Ich versuchte in den nächsten Tagen immer wieder ihn zu erreichen, vergeblich. Dann eines Tages – wir hatten inzwischen schon fast Mitte April und waren immer noch im Lockdown – rief ich im Krankenhaus an. „Warten Sie, ich stelle Sie zur Station ins Haus 4 durch“, sagte eine männliche Stimme. Dann hatte ich eine junge Frau, vermutlich eine Stationschwester, am Telefon. „Ist Olaf Berger zu sprechen?“, fragte ich, „Hier spricht Hans Wachter. Ich bin ein Freund von ihm“. „Tut mir leid. Er ist tot, vorletzte Nacht gestorben“, sagte sie. „Oh ...“, sagte ich überrascht. „Wie ist das passiert?“, fragte ich. „Er hatte Krebs, starb nach der Operation an Komplikationen“, sagte sie. „Etwa an Covid-19?“, fragte ich. „Kann ich nicht genau sagen. Fragen Sie den Stationsarzt, aber vermutlich ja“, sagte sie. Ich war erschüttert und legte auf. Vermutlich war er an Corona gestorben. Ich erfuhr das nie – auch weil seine Familie aus unerklärlichen Gründen hinterher völlig abblockte. So verlor ich meinen letzten oder einzigen Freund. Ich vereinsamte immer mehr.

24. Abstand und Einsamkeit

Catarina ging immer mehr auf Abstand. Die Coronakrise und Streitigkeiten wegen ihrer Untreue hatten deutlich ihre Spuren hinterlassen. Ich rechnete damit, dass sie – wenn die Coronakrise vorbei war – ausziehen würde. Zuerst war ich ärgerlich und wollte sie halten. Doch als klärende Gespräche nicht halfen, war ich doch fast froh darüber. Ich erzählte ihr in einem Anfall von Wut sogar von Malika (ohne ihren Namen zu nennen) und erzählte auch, dass ich Malika besucht hatte (ohne ihre Adresse preiszugeben) ... Catarina rächte sich an mir, in dem sie die Kinder von mir fernhielt. Das war im Nachhinein auch völlig unklug. Sie ging so weit, den Kindern einzureden, dass ich coronakrank sei – damit die Kinder mich mieden. Aber ich ließ mich von einem Arzt testen und als ich ein negatives Testergebnis bekam, hatte ich einen Beweis, dass ich gesund war. Es half alles nichts.

Meistens hing ich alleine vor dem Fernseher, während die Kinder und Catarina oben waren. Es war immer noch Lockdown, die Geschäfte, Oper, Kino, Sportvereine, Schulen, Spielplätze, Theater, Bibliotheken, Restaurants, Hotels, Kirchen waren geschlossen, bis auf Supermärkte und Apotheken. Und es war immer noch für mich schwierig mich daran zu gewöhnen. Ich hatte keine Aufträge mehr, kein Geld, ich langweilte mich, ich war frustriert. Zwar wurden von den Politikern Lockerungen und Öffnung der kleinen Geschäfte beschlossen, große Kaufhäuser mussten ihre Verkaufsfläche auf 800 Quadratmeter reduzieren, wenn sie nicht dicht machen wollten. Aber ich konnte das Thema Corona nicht mehr hören und verfolgte immer seltener die Nachrichten.



Ich fing immer mehr an zu trinken. Und ich wurde immer unangenehmer und veränderte mich immer mehr zum Schlechten. Ich begann im Lockdown nicht mehr durchzuhalten. Ich achtete nicht mehr auf das Tragen der Maske, nicht mehr auf Abstand. Ich kam den täglichen Verpflichtungen nicht mehr nach – „Wie soll man den Verpflichtungen nachkommen, wenn man gar nicht in der Lage dazu ist? Wie soll jemand einkaufen, wenn er gesundheitlich noch nicht mal in der Lage dazu ist, zum Beispiel die Treppe von der oberen Etage runterzukommen und nach draußen zu gehen, weil er nicht die Hilfe von Angehörigen hat, weil er überhaupt keine Angehörigen hat? Wie soll man Rechnungen bezahlen, wenn man kein Geld hat? Wie soll man es schaffen Kindererziehung, Betreuung der Kinder (da die Schulen geschlossen haben), Partnerschaft, Job im Homeoffice alles gleichzeitig auf die Reihe zu kriegen, ohne dass etwas auf der Strecke bleibt, wenn das zeitmäßig oder kräftemäßig in vielen Fällen gar nicht zu schaffen ist? Wie soll man denn das Leben noch erträglich finden, wenn die Verpflichtungen zunehmen und zunehmen und immer weniger gelebt wird? Wie soll Nähe zu Freunden entstehen, wenn man nur Abstand halten muss (was ja notwendig ist, um die Pandemie einzudämmen)? Wenn alles immer schwieriger wird? Wie soll man planen, wenn es gar keinen Impfstoff gibt und wenn man noch nicht mal weiß, wann es einen Impfstoff geben wird oder wie lange sich die Pandemie hinzieht?“, dachte ich. Ich erinnerte mich an das Buch „Shining“ von Stephen King (das mit Jack Nicholson verfilmt wurde) und wie der Jack Torrance in der Einsamkeit des Overlookhotels durchdrehte. „Das wird sicherlich einigen Leuten in der Corona-Krise im Lockdown passieren, zum Beispiel solchen Menschen, die ohnehin ein bisschen labil sind. Und nicht immer kann man das vorher erkennen – es sind oft stinknormale Menschen, die auf einmal durchdrehen. Das ist ja Unheimliche an der Sache“, ging es mir weiter durch den Kopf.

25. Besoffen in der Gosse

Ich versuchte mich zu disziplinieren, weniger zu trinken. Doch es wurde immer mehr. Oft ließ ich meine Wut an anderen Leuten aus – an Nachbarn oder an dem Briefträger, wenn er die Post zu spät brachte. Auch meine Familie litt unter meinen Stimmungsschwankungen und selbst die Kinder distanzierten sich sichtbar von mir.

Und als ich wieder einmal völlig besoffen in der Gosse lag, sah ich auf einmal wirklich einen Schmetterling: „Das ist der Wahnsinn. Es gibt ihn wirklich, den Riesenschmetterling!“ Dann packten mich von hinten zwei kräftige Männerhände. Es war ein Mann um die vierzig, der mir half: „Ich bringe Sie nach Hause, Sie holen sich noch den Tod. Denn in dieser Zeit ist es noch sehr kalt und es gibt Bodenfrost“, sagte er, „Wo wohnen Sie?“ „Schubertallee 3, Berlin-Charlottenburg“, murmelte ich fast bewusstlos. Dann zerrte er mich mit voller Kraft hoch, schleppte mich zu seinem Wagen, hievte mich ins Auto auf den Rücksitz und fuhr mich nach Hause.



Er parkte das Auto dicht vor dem Haus, holte mich aus dem Wagen, öffnete das Tor und schleppte mich bis zur Eingangstür. Er schloss die Tür auf – nachdem er den Schlüssel in meiner Jackentasche gefunden hatte. Dann schleppte er mich mit voller Kraft ins Haus und legte mich auf die Couch. „Es ist schlimm mit der Corona-Krise“, sagte er, „Ich kenne einen, der wurde arbeitslos und brachte sich um. Schlimm. Und meine Tante starb an Covid-19“. „Aber Solidarität ist wichtig und ich wollte Gutes tun und habe Sie gerettet“, endete er. „Danke“, sagte ich. Ich sprach nur leise, ich war nervlich so fertig, konnte kaum zuhören oder sprechen: „Ich bin fast pleite. Ich bin am Ende. Ich habe immer weniger Geld – aber immer größere Berge an Rechnungen. Ich arbeite immer mehr und die Gesundheit wird immer mehr ruiniert. Ich habe immer mehr Verpflichtungen, aber immer weniger Lebensqualität. Ich fühl mich schon wie tot“. Ich klagte weiter: „Und meine Frau will von mir nichts mehr wissen“, dann weinte ich. „Sie dürfen nicht aufgeben. Es lohnt sich nicht sich umzubringen. Man kann alles überstehen. Man darf nicht aufgeben“, sagte der Mann. Er redete eine ganze Zeit leise auf mich ein und mir ging es langsam besser. Dann musste er gehen, weil seine Familie schon auf ihn wartete. „Tut mir leid. Ich muss los“, sagte er. „Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken kann“, sagte ich mit geschlossenen Augen. Dann wünschte der Mann mir alles Gute, ging durch die Terrassentür nach draußen und verschwand in der Nacht. Und was es für eine Nacht das war: kalt und stürmisch! Und draußen schien der Mond, der alles in ein gespenstisches, bläuliches Licht tauchte. Die Ermunterungen des Mannes brachten mir etwas Trost und Mut, doch sie befreiten mich nicht vollständig von der Angst. Ich schaltete mit letzter Kraft den Fernseher ein und guckte leise etwas fern, während meine Familie oben in den Zimmern schlief. Und sie hatten bestimmt nicht mitbekommen, was passiert war. Und ich war froh, da ich in dieser Situation kein Vorbild war.

Wenig später übergab ich mich und döste noch etwas vor mich hin.

Die nächsten Tage bemühte ich mich weiter, einen Job zu finden. In anderen Zeiten trank ich unten im Wohnzimmer. Eines Abends kam meine Tochter nach unten. Ich war einigermaßen nüchtern. „Papa. Ich hab vom Schmetterlingsmensch geträumt. Er war in meinem Zimmer“, sagte sie. Und ich ging mit Carolina nach oben in ihr Zimmer.

26. Überall Schmetterlinge

Als ich hinguckte, konnte ich kaum glauben, was ich sah. Es hingen überall Schmetterlingsbilder in ihrem Zimmer – fast genauso wie das bei mir früher war. „Das sind die guten Schmetterlinge, die die bösen abwehren. Damit ich hier sicher bin. Es gibt doch auch dieses Schmetterlingsmonster oder den Riesenschmetterling“, sagte Carolina. Schließlich wurde ich ärgerlich. Und dieses Mal war ich es, der ihr verbot die Schmetterlingsbilder aufzuhängen. „Es ist Schluss. Es gibt keinen Riesenschmetterling oder Schmetterlingsmonster!“, schrie ich energisch. „Aber ich hab doch gehört, wie Du vor einigen Tagen mit dem Mann, der Dich ins Haus getragen hatte, über das Schmetterlingsmonster gesprochen hast. Es ging doch um das Schmetterlingsmonster“, sagte Carolina. Sie wusste also genau, was vor einigen Tagen passiert war, dass ich besoffen gewesen war, draußen irgendwo hilflos in der Gosse gelegen und der Mann mich ins Haus hineingetragen hatte. Mir war das unangenehm. „Das ist Einbildung. Der Alkohol“, sagte ich. Dann blickte ich Richtung Flur und sah, dass die Leiter zum Dachboden ausgefahren war. „Wer hat das gemacht?“, fragte ich. Ich lief zu einem Schrank auf dem Flur der oberen Etage und holte eine Taschenlampe aus dem Schrank. Dann stieg ich die Leiter hoch und erreichte den dunklen Dachboden. Ich schaltete ein kleines Licht ein und der Raum erschien in einem gespenstischen Licht.

27. Das Geheimnis auf dem Dachboden

Ich suchte den Dachboden ab. Derweil stieg auch Carolina die Leiter auf den Dachboden hoch. So sehr ich mich bemühte – ich fand nichts. Dann sah ich in einer Ecke ein blaugelbes Schmetterlingskostüm liegen: „Was hat das zu bedeuten. Kannst Du mir das erklären? Dann verkleidest Du Dich wohl immer als Schmetterling und Du bist es, die nachts die Leute erschreckt? Und wer betrunken ist, wie zum Beispiel der Bettler, sieht Dich dann als ein Schmetterlingsmonster. Jetzt ist mir alles klar!“, sagte ich. „Papa, ich hab mich während des Lockdown so oft gelangweilt. Mama hatte viel zu tun, Du suchtest oft Arbeit, kauftest ein, hattest keine Zeit – ich verkleidete mich dann, zog das Schmetterlingskostüm an, lief erst in unserem Garten und schließlich auch in den Straßen als Schmetterling verkleidet umher“, sagte Carolina, „Ich hab das doch nur ein paar Mal gemacht und dabei auch Leute erschreckt. Das war doch nur ein Spaß“. Da war das Thema Schmetterlingsmonster für mich geklärt. Ich wollte gerade mit ihr schimpfen und gehen, als sie weitersprach: „Und dann

passierte was wirklich Seltsames. Ich traf den Bettler vor dem Supermarkt, als ich mit Mama einkaufen ging. Er erzählte mir, dass er einen Riesenschmetterling gesehen hatte. Ich dachte, dass könnte ich gewesen sein. Aber nein. Er sagte, dass etwas von dem Schmetterlingsmonster im Internet zu finden sei, eine wahre Geschichte und dass es dieses Wesen wirklich gibt. Und dass das, was er gesehen hatte wirklich so ein Wesen war. Und zwar hier in den Straßen“, sagte sie.

28. Die Legende von Schmetterlingsmonster

Jetzt wurde die Sache verworren. Ich holte mein Handy aus der Tasche und suchte im Internet nach dem Schmetterlingsmonster. Ich fand nichts Brauchbares. „Hm, hier steht nichts. – Moment. Warte. Hier steht doch etwas“, und ich las Carolina die Sätze vor: „Es gibt ein Tier, das sich von der Raupe in ein Flügelwesen verwandelt – das ist der Schmetterling. Und der wird zum Beispiel von den Ureinwohnern auf den Inseln Hawaii als Symbol für eine Auferstehung gesehen. Ebenso wie die Raupe sich in ein Flugwesen verwandelt, geht auch unsere Seele (der ganze Mensch) nach dem Tod in eine andere Form über. Gott kennt den Konstruktionsplan des Menschen und erschafft ihn neu. Man kann den Schmetterling als ein Symbol des Übergangs, der Auferstehung sehen. Und nicht umsonst gibt es auch bei einigen Friedhöfen Schmetterlingsgrabstätten. Schmetterlingsgrabstätten gibt es jedoch bei echten Christen nicht“. „Und mehr hast Du nicht gefunden?“ fragte Carolina.

„Es gibt hier kein Schmetterlingsmonster, Carolina. Der Bettler ist vielleicht in der Corona-Krise durchgedreht. Er war besoffen, hatte Dich im Alkoholrausch mit vernebeltem Blick gesehen, als Du Dich verkleidet hattest. Es gibt viele, die in der Corona-Krise durchgedreht sind. Es gab sogar einen coronainfizierten Mann, der im Supermarkt Gemüse angeleckt hat, damit andere sich anstecken. Es gibt viele Geschichten. Einige Geschichten sind wahr, andere nicht. Und das mit dem Riesenschmetterling oder Schmetterlingsmonster ist Unsinn“, erklärte ich.

29. Der seltsame Dieb

Dann sah ich das offene Dachbodenfenster: „Psst, das Dachbodenfenster ist auf!“, flüsterte ich. Plötzlich war ein Geräusch aus dem Garten zu hören. „Das Schmetterlingsmonster kommt“, sagte Carolina zitternd. Jetzt hatte ich auch Angst. Ich vermutete aber kein Schmetterlingsmonster, eher einen Kriminellen oder Einbrecher, der um das Haus schlich. Oder sogar ein Psychopath? Es gab ja viele Leute, die in der Coronakrise pleite waren, kein Geld hatten und dann in die Kriminalität abrutschten. Oder durchdrehten. Sofort lief ich zur Dachbodenleiter. Ich kletterte die Leiter hinunter auf die obere Etage unter dem Dachboden und begegnete plötzlich Catarina: „Hans, ich kann nicht schlafen, wenn ihr so laut seid. Phil und Tom schlafen“, sagte sie, „Was ist denn los?“ „Draußen ist ein Mann. Ein Einbrecher vermutlich“, antwortete ich leise. „Oh, und ich habe meine Einkaufstüten mit Dosen und

anderen Lebensmitteln draußen auf der Terrasse stengelassen“, sagte sie. „Mist“, sagte ich und ahnte, was passiert war.



Ich lief sofort mit meiner Taschenlampe ins Wohnzimmer. Carolina und Catarina folgten mir bis zur Wohnzimmertür und blieben dort stehen. Dann öffnete ich die Tür und suchte die Terrasse ab. „Die Tüten sind weg“, schrie Catarina. „Er hat sie gestohlen. Das Schwein“, schrie ich. Dann nahm ich einen Besenstil in die Hand: „Ich werde den Garten absuchen und ihn finden“, schrie ich. „Nein. Das ist zu gefährlich. Bleib besser hier“, schrie Catarina. Dann hörte ich wieder ein Geräusch. Es war ein Rascheln und es kam rechts von den Rhododendronbüschen, die sich an der Grenze zum Nachbargrundstück von Marcus Kessler befanden: „Dann ist Marcus der Schmetterlingsmann oder das Schmetterlingsmonster, das unsere Kinder verängstigt! Und mich erschreckt. Mich terrorisiert und mir noch die Einkaufstüten klaut!“, schrie ich. „Bist Du Dir sicher?“, rief Carolina. „Der Kerl ist nicht weit weg. Der ist ganz in der Nähe“, polterte ich. „Hans. Bitte. Sei vorsichtig“, schrie Catarina. „Ich werde die Büsche absuchen und ich werde den Kessler umbringen“, schrie ich. „Hans. Nicht. Bitte“, schrie Catarina. „Warum verteidigt sie ihn noch“, dachte ich. Dann suchte ich weiter mit der Taschenlampe in der linken Hand und dem Besenstil in der rechten. Ich wollte ihn verprügeln.

30. Der Nachbar muss sterben

Dann sah ich eine Gestalt. Es war Marcus Kessler. Er hatte die Tüten tatsächlich geklaut und ließ sie fallen, als er mich sah. Dann lief er quer über meine Grundstück nach vorne zum Eingangstor und ich sofort ihm nach. Blitzschnell sprang er über den Zaun und auf die von Straßenlaternen beleuchtete Straße. Ich steckte die Taschenlampe in die Hosentasche und schaffte es auch über den recht hohen Zaun. Der Besenstil fiel mir dabei aus der Hand. Dann rannte ich weiter. Marcus rannte weiter und torkelte immer mehr. Er musste schon einiges getrunken haben und war ziemlich besoffen – so vermutete ich nun. Und er rannte und rannte. Ich war ihm dicht auf den Fersen. Dann verschwand er plötzlich an einer Straßenkreuzung nach rechts. Dort waren einige Büsche, hinter denen er sich gut verstecken konnte, so dass ich ihn dann für einen Moment nicht sehen konnte. Dann sah ich wie er auf die Straße lief und ich rannte wieder hinterher. Plötzlich tauchte wie aus dem Nichts ein Wagen mit grellen Scheinwerferlichtern auf. Reifen quietschten. Ich hörte einen Knall und einen Schrei. Ich war gerade an der Kreuzung angelangt und sah, wie Markus durch den Aufprall auf dem Auto durch die Luft gewirbelt wurde. Dann fiel er auf den Boden und blieb regungslos liegen. Der Fahrer des Wagens stieg mit entsetztem Gesicht aus. Ich blieb wie angewurzelt am Straßenrand stehen. „Los. Hilf mir“, schrie der Mann, zog seine Maske vom Gesicht weg, beugte sich zu Marcus runter und machte Mund-zu-Mund-Beatmung. Doch es schien nicht viel zu bringen. Dann rief der Mann die Polizei. Und den Krankenwagen. Ich stand immer noch wie angewurzelt da. Ich stand einerseits unter Schock, doch helfen wollte ich nicht. Marcus lag immer noch auf der Straße und blutete.



Marcus lebte noch und der fremde Mann half ihm. Er machte erneut Mund-zu-Mund-Beatmung. „Willst Du nicht helfen? Los!“, forderte er mich auf. „Er ist tot“, sagte ich nur und blieb wie angewurzelt mit starr und weit aufgerissenen Augen stehen. Und ich hoffte insgeheim, dass er tot war. „Er lebt noch“, schrie der Mann. „Nein, er ist tot“, sagte ich. Dann bewegte sich Marcus plötzlich nicht mehr. „Ich hab doch gesagt, er ist gleich tot“, sagte ich. „Aber man muss es doch versuchen“, sagte der Mann. Doch ich wollte nichts versuchen.

Dann kam die Polizei mit zwei Wagen. Die Polizei konnte nur noch Marcus Tod feststellen. Und unsere Personalien aufnehmen. Während der Notarztwagen kam und die Leiche abdeckten und einluden, machten wir unsere Aussagen. „Es war ein Unfall. Er lief mir direkt vor das Auto. Er war total besoffen“, sagte der Mann, der Rolf Schmidt hieß. Die Polizei untersuchte alles, machte Fotos. Dann wurde ich im Polizeiwagen mit Maske verhört. „Was können Sie dazu sagen? Sie standen ganz in der Nähe“, sagte der Polizeibeamte. „Der Mann war total besoffen. Lief besoffen draußen rum. Ich wollte ihn davon abhalten. Aber er lief dann vor das Auto. Ich konnte ihm nicht helfen. Es war ein Unfall“, sagte ich. Und ich log dabei viel. „Und warum haben Sie hinterher nicht geholfen, als er blutend auf der Straße lag?“, fragte der Polizeibeamte. „Ich stand unter Schock. Dann die Angst vor Corona. Ich wusste auch nicht, wie ich erste Hilfe leisten sollte“, behauptete ich. Dann mussten wir auf das Revier. Und dann wurden wir wieder von einem Ermittler verhört. Erst der Mann namens Rolf Schmidt, dann ich.

31. Das Verhör

„Ich hab nur gesehen, wie er weglief. Ich wollte ihm warnen vorsichtig zu sein. Nicht so viel zu trinken. Nicht so schnell zu laufen“, sagte ich. „Und wie ging es weiter?“, fragte der Ermittler. „Er ist einfach vor das Auto gerannt. Ein Unfall“, sagte ich. „Er war wohl coronageschädigt“. „So – meinen Sie“, sagte der Ermittler. „Coronageschädigt“ – das Wort wirkte. Die Polizei konnte meine Argumentationen nachvollziehen. Ich war natürlich die ganze Zeit kooperativ und beantwortete die Fragen sorgfältig und gut überlegt, so dass sie keinen Verdacht schöpften. „Aber ihr seid Nachbarn. Und da gab es einen Streit. Und eine üble Schlägerei“, sagte der Ermittler. „Das kam schon mal vor. Er hatte zu viel getrunken. Er war Alkoholiker, unberechenbar. Es war abzusehen, dass das passiert“, sagte ich. „Gut. Dann war es das für heute, Sie können jetzt gehen“, sagte der Ermittler. Dann wurde das Verhör beendet. Und ich war froh, dass alles vorbei war.



Als ich nach Hause kam, wusste Catarina schon von dem Unfall des Nachbarn. „Du hast ihn getötet. Ich weiß es. Gib es zu!“, sagte sie. „Wieso sollte ich? Ich hab doch nichts getan. Es war ein Unfall. Er hat nicht aufgepasst. Es gibt Zeugen“, sagte ich. Dann fing sie wieder an. „Bitte. Sag die Wahrheit. Du blickst so finster. Du hast ihn bestimmt getötet! Du wolltest ihn immer töten! Ich sehe es in Deinen Augen! Was ist in Deinem Herzen? Sag es!“, schrie sie. „Willst Du mich beschuldigen? Vor den Kindern, die oben sind? Willst ausgerechnet Du mir Moralvorschriften machen, wo Du doch die ganze Zeit heimlich frech fremdgehst, dadurch die Familie zerstörst und ich Dir egal bin? Tu das nie wieder, sonst vergesse ich mich. Marcus ist vor das Auto gelaufen und wurde überfahren und mich trifft daran keine Schuld. Das hat die Polizei festgestellt. Ich konnte ihn nicht retten und jetzt will ich davon nichts mehr hören!“, schrie ich. Catarina fragte mich nie wieder danach. Ich wusste, dass ich zumindest eine Mitschuld hatte und ich wollte auch innerlich, dass er stirbt, aber ich verdrängte das. Ich war zwar bewegt durch die Ereignisse und Vieles kam mir unwirklich vor. Aber ich versuchte zu vergessen: Mit Alkohol! Und Reue empfand ich nicht.



32. Erste Lockerungen

Am 20. April gab es die ersten Lockerungen, die von den Politikern beschlossen worden waren. Kleine Geschäfte, Krämerläden, Kioske bis zu 800 Quadratmetern durften wieder aufmachen – sogar auch größere Geschäfte, die ihre Verkaufsfläche auf 800 Quadratmetern reduzierten wie zum Beispiel Saturn und Media Markt.

Und es waren auf den Straßen – besonders auf den Hauptstraßen – etwas mehr Menschen als vor diesen Lockerungen. Trotzdem war es immer noch sehr leer, in den kleinen Nebenstraßen war teilweise kein Mensch zu sehen. Und nachts oder früh morgens und am Wochenende war kaum ein Mensch auf den Straßen zu sehen. Das war eine Atmosphäre wie in Zombie- oder Science-Fiction-Filmen...

Aber was die Kontakte anbelangte, zum Beispiel auf den Hauptstraßen oder großen öffentlichen Plätzen, war es wesentlich voller und viele Leute begannen allmählich nicht mehr so penibel auf Kontaktbeschränkungen zu achten. In dieser Zeit durfte dann auch der Onkel oder Tante oder der Cousin zu Besuch kommen, was früher nur inoffiziell möglich war. Natürlich nur auf zwei Meter Abstand und nur mit Maske. Auch die Maskenpflicht wurde wenig später offiziell eingeführt. Und es gab schon die ersten Jugendlichen, die sich heimlich – auch oft ohne Maske und Abstand – in kleinen Gruppen trafen. Sie gingen in Parks, um dort Bier zu saufen, oder jemanden zu daten... Manche Männer und Frauen, die die Zeit im Lockdown kaum durchhielten, gingen schon heimlich fremd – klammheimlich und an den

Augen der Polizei vorbei. Die Polizei versuchte Vieles zu kontrollieren und fuhr mit Streifenwagen die Straßen ab, jedoch konnten sie nicht überall gleichzeitig sein. Auch lockerte sich die Stimmung und Einiges wurde wieder etwas normaler – obwohl immer noch Coronafahrt bestand und diese Zeit eine absolute Ausnahmesituation war. Die Angst war noch da, doch nicht so groß wie vor den ersten Lockerungen. Aber Pleiten und Leute, die ihren Job verloren, Leute, die kein Geld hatten oder nicht wussten, wie es weiterging, gab es nach wie vor. Der Schock saß immer noch zu tief.

33. Änderungen in Zeiten des Coronavirus

In dieser Zeit gab es Änderungen in meinem Leben. Ich nahm Kontakt zu den Anonymen Alkoholikern auf, für Carolina fanden wir einen Kinderpsychologen. Auch Catarina suchte auf meinen Rat eine Psychologin auf.

Schon bald machten sich bei Carolina erste Fortschritte auf ihren Sitzungen bemerkbar. „Sie war durch die Corona-Krise und den Lockdown zu sehr belastet. Sie litt unter dem Abbruch der sozialen Kontakte in der Corona-Krise, wie so viele Menschen. Auch konnte sie noch nicht einmal einen Spielplatz besuchen, weil alle Spielplätze wegen der Pandemie gesperrt waren. Sie konnte die Horrornachrichten über die vielen Coronatoten und -infizierten nicht mehr hören und floh in eine Traumwelt. Und das war die Schmetterlingswelt ihres Vaters“, so in etwa lautete die Diagnose des Kinderpsychologen Dr. Mertens. Ich konnte die Diagnose bestätigen. Carolina war einfach – wie wir alle – mehr oder weniger coronageschädigt. Ich tat mein Bestes und kümmerte mich um die Kinder wie es eben in der schwierigen Coronazeit nur ging. Aber ich wusste auch, dass ich nicht alles schaffen konnte, da ich auch noch Geld verdienen musste, da ich um meine wirtschaftliche Existenz kämpfen musste, zum Beispiel Aufträge heranholen musste... Da die Kinder durch die Pandemie immer noch nicht in die Schule gehen konnten, musste ich mich auch – zusammen mit Catarina – um sie kümmern. Ich musste den versäumten Unterrichtsstoff mit ihnen durchgehen. Als nicht pädagogisch ausgebildete Person, musste ich Ihnen den Unterricht – der ja coronabedingt nicht in der Schule stattfinden konnte – als Lehrersersatz und so gut es eben nur ging ersetzen. Und das in sämtlichen Fächern! Ich hatte sämtliche Lernpakete per Post erhalten und holte sie manchmal von der Schule ab.

Normalerweise tat ich all das gerne, ich liebte meine Kinder und mir machte es normalerweise Spaß, ihnen etwas beizubringen, so gut ich konnte. Auch liebte ich es normalerweise im Lockdown kreativ zu sein, bei mir ganz nahe zu sein, die Zeit mit meiner Familie besinnlich zu Hause zu verbringen – aber wenn die Pleite kurz bevorsteht, die Konten gesperrt sind, zehrt das an den Kräften. Und ich neigte in dieser Zeit immer mehr zu Depressionen, zu Fehlern, zur Unausgeglichenheit und Nervosität, zu innerer Leere. Die Existenzängste ließen mich nicht schlafen. Oft fühlte ich mich schwach, einem Zusammenbruch nahe. „Hoffentlich bekommst Du keinen Herzinfarkt! Hoffentlich hältst Du durch“, dachte ich während ich oft oder fast immer bis in die Nacht arbeitete und Aufträge suchte – immer jedoch vergeblich. Und so hatte ich immer noch nicht einen einzigen Fotoauftrag!

34. Das Geheimnis des Schmetterlingsmonsters wird gelüftet

Dann gab es einen Tag, an dem ich dachte, dass alles gut werden würde. Es war Ende April und die Sonne schien grell – es war warm und fast wie im Sommer – wie es die letzten Tage schon war. Onkel Franz hatte mir am Vortag gerade wieder 500 Euro Hilfe überwiesen. Doch es kam anders und alles veränderte sich schlagartig. Ich war mit Catarina, den Kindern Phil, Tom und Carolina im Garten und wir wollten grillen. Salate waren da, Soßen, Teller, Geschirr, Knoblauchbrote. Es war alles vorbereitet.

Ich hatte gerade einen Streit mit Carolina, weil sie – befreit von der Schule – seit Tagen wenig bis gar keine Hausarbeiten im „Homeoffice“ gemacht hatte. Der Streit ereignete sich während Catarina Würste und Fleisch auf dem Grill grillte. Ich machte Carolina Vorwürfe, zu wenig für die Schule getan zu haben und meinte es nur gut. Aber sie wurde wütend, blickte mich mit bösen Augen an und lief ins Haus. Dann liefen auch Tom und Phil hinterher. „He, ich dachte wir wollen grillen!“, rief ich den dreien hinterher. Doch sie waren im Haus verschwunden. „Dann eben nicht“, sagte ich. „Hans, wir hätten gar nicht erst grillen sollen. Jetzt habe ich hier alles umsonst vorbereitet. Grillfleisch ist fertig. Ich dachte, die Kinder wollen essen. Aber nun sie sind weg“, sagte Catarina. „Musst Du immer nörgeln?“ fragte ich. „Bleib bloß locker, Catarina. Die sind nur ins Haus gegangen und kommen gleich wieder. Dann essen wir eben alleine – Wir müssen uns nicht noch zusätzliche Probleme heranholen“, beschwichtigte ich sie.

Frau Schröder, die Nachbarin links von uns, hörte unser Gespräch. Sie begoss gerade die Blumen an der Grundstücksgrenze und hatte ihre Maske unter das Kinn gezogen, während ihr Mann mit seinem vierjährigen Sohn auf dem Rasen Fußball spielte. „Ja, Probleme seit Corona haben wir genug“, sagte die Nachbarin lächelnd. „Ich hoffe, dass bald wieder Normalität herrscht“, stimmte ich zu. Ich blieb auf vier Meter Abstand, holte meine Maske hervor und setzte sie auf. „Naja, sie machen ja jetzt so einiges auf. Aber normal wird es noch lange nicht“, antwortete Frau Schröder. Ich nickte: „Nein, Sie haben Recht. Corona wird uns noch lange beschäftigen. Solange es immer noch keinen Impfstoff gibt, kann keiner sagen wie lange es dauert“. Dann wechselte Frau Schröder das Thema: „Das mit Herrn Marcus Kessler ist schlimm. Der war aber auch immer zu besoffen“. „Er war direkt vor das Auto gelaufen. Ich wollte helfen. Aber es war zu spät“, log ich. Ich versuchte, dass sie es nicht merkte. „Seine Tochter war gerade vor ein paar Tagen im Haus. Sie erbt alles“, sagte sie. „Tatsächlich?“, fragte ich. Dann schwieg ich. „Hm. Ich habe dann nun Marcus Tochter als neue Nachbarin auf dem Grundstück rechts. Ich hoffe, das funktioniert“, dachte ich. „Kommen Sie denn in der Coronazeit so klar?“, fragte mich Frau Schröder. „Ich bin fast pleite. Corona-Krise: kein Geld, keine Aufträge, nichts funktioniert. Nur mein Onkel Franz hilft“, sagte ich. „Bei uns ist es auch finanziell eng, mein Mann arbeitet teilweise für das Fernsehen, arbeitet als Regisseur an Dokumentar- oder Werbefilmen“, erzählte sie. „Interessant“, sagte ich. „Und mein Mann hat keine Aufträge, kann nicht für das Fernsehen arbeiten und ich habe auch – wie viele andere – keine Arbeit mehr. Wenn das so weiter geht, müssen wir unser Haus verkaufen und auf dem Feld arbeiten oder sonst wo. Hoffentlich nicht“, sagte Frau Schröder. „Ich hoffe, es kommen bessere Zeiten“, sagte ich. Ich

wollte gerade noch etwas sagen, als Frau Schröder plötzlich nervös zu unserem Dach hochschaute. „Guck mal da oben, am Dachfenster. Das steht eine Gestalt mit Flügeln!“ staunte Frau Schröder. Ich blickte zum Dach und sah, dass das Fenster geöffnet war. Daneben stand ein Riesenschmetterling mit ausgebreiteten, gelben Flügeln – ganz von der Nachmittagssonne angestrahlt. Es war meine Tochter Carolina. Sie war der Riesenschmetterling oder das Schmetterlingsmonster. Jetzt war alles klar!

35. Tod

„Komm da runter, Carolina!“, schrie ich. Auch Catarina schrie: „Komm runter!“ „Seien Sie bitte leise. Nicht erschrecken. Sie muss ganz langsam in das Dachbodenfenster zurücksteigen. Wenn Sie sie zu laut rufen und sie erschrecken, fällt sie runter und ist verletzt oder tot“, flüsterte Frau Schröder angespannt. Doch ich konnte mich nicht zurückhalten zu rufen. Carolina hörte nicht auf die Rufe und stand nur starr am Fenster. „Komm runter. Vorsichtig. Klettere ins Fenster“, rief ich. Sie blieb noch einige Zeit stehen. Dann drehte sie sich um und kletterte mit ihren zarten Armen und Beinen ins Dachfenster ein und verschwand im Dunkel hinter der Fensteröffnung.

Ich war erleichtert. Schnell liefen Catarina und ich ins Haus und in die obere Etage zu Carolinas Zimmer. Dort trafen wir sie in ihrem dem Schmetterlingskostüm. „Was denkst Du Dir, auf das Dachfenster zu klettern und Dich in Lebensgefahr zu bringen?! Tu das nie wieder!“, schrie ich aufgeregt. „Und Du kriegst Stubenarrest und wir schmeißen dieses verfluchte Schmetterlingskostüm sofort weg“, schrie Catarina. Das Kind senkte den Kopf und weinte: „Ich mach das nie, nie wieder“. „Du hörst jetzt auf mit dem Schmetterlingskostüm, andere Leute zu erschrecken. Für immer Schluss damit“, sagte ich. „Ja“, sagte sie.

„Und Du schleichst Dich nie wieder heimlich nachts aus dem Bett. Das war drei Mal passiert“, sagte Catarina. „Ja. Ich tu das nie wieder. Und ich reiße auch alle Schmetterlingsbilder von der Wand“, schrie Carolina. „Du kannst einige aufhängen. Fünf oder sechs. Aber nicht mehr“, sagte ich energisch. „Ja – Papa“, sagte sie etwas erleichtert, „Ich muss Euch etwas sagen. Tom und Phil haben mitgemacht. Und auch sie schlichen mit mir nachts aus dem Bett, während ihr geschlafen habt. Dann machten wir diese Sachen und erschreckten andere Leute – weil wir uns in der Coronakrise so schrecklich gelangweilt hatten“, gestand Carolina.

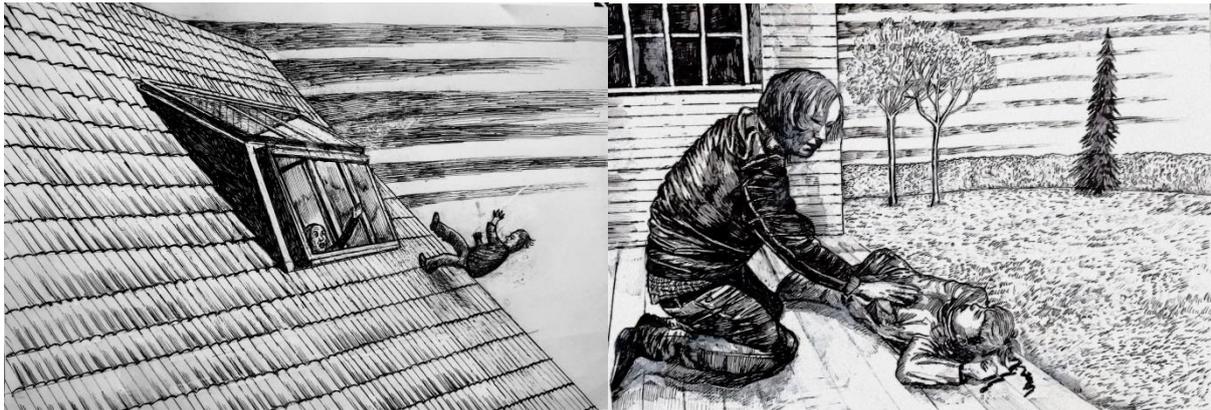


Jetzt war für mich alles geklärt. Und natürlich hatten sich Phil, Tom und Carolina abwechselnd als Riesenschmetterling oder Schmetterlingsmonster verkleidet – weil sie sich im Lockdown gelangweilt hatten. Aber hauptsächlich war es Carolina. Sie war die größte von den drei Kindern und vermutlich die Anstifterin. Sie war der Riesenschmetterling oder das Schmetterlingsmonster – zumindest das, was der Bettler und ich im betrunkenen Zustand in ihr sahen, als sie verkleidet vor uns stand. Dadurch, dass der Bettler von der Legende des Schmetterlingsmonsters – die er im Internet angeblich gelesen hatte – erzählte, entwickelte die Geschichte eine Eigendynamik. Aus Spaß wurde Ernst und das führte zu unglaublichen Verwirrungen. Carolina glaubte diese Geschichte, glaubte, dass jemand anders als sie ein echtes Schmetterlingsmonster war. Sie hörte nachts Geräusche im Garten und glaubte, dass der Schmetterling umherschlich. Das war aber der Nachbar Marcus Kessler, der dort auf der Suche nach Brauchbarem herumtappte. Marcus hatte ebenfalls zur Legende beigetragen, als er nachts ums Haus schlich, um Einkaufsstützen zu klauen. Besonders als Carolina ihn hörte und ihn für das Schmetterlingsmonster hielt. So glaubten dann auch Tom und Phil die Geschichte – obwohl anfangs alles nur ein Spaß war und sie sich auf Carolins Wunsch auch als Schmetterling verkleidet hatten. Fast wäre auch ich auf die Geschichte reingefallen. Der Fall war nun geklärt.

Gerade fragte ich nach den beiden Jungs, um auch mit ihnen ein ernstes Wort zu reden, da meldete sich Tom. Er kam aus dem Schlafzimmer der oberen Etage. „Hier bin ich. Es tut mir alles leid“, sagte er. Doch Phil fehlte. Er war verschwunden. Dann blickten wir auf die ausgefahrene Leiter zum Dachboden. „Er ist doch nicht etwa raufgegangen?“, fragte ich. Ich verstummte. Dann kletterte ich die Leiter hoch auf den Dachboden und sah das geöffnete

Dachbodenfenster. Davor stand eine kleine Leiter. Ich geriet in Panik: „Phil? Wo steckst Du?!“, rief ich. Es kam keine Antwort. Alles blieb still.

Ich stieg die kleine Leiter hoch und blickte Richtung Fenster. „Phil, bist Du das?“, fragte ich. Ich konnte kaum zu Ende reden, als ich sah, wie er auf dem Dach das Gleichgewicht verlor und in die Tiefe fiel. Die Nachbarn schrien. Wir alle liefen nach draußen. Das alles geschah ganz plötzlich und es kommt mir bis heute unwirklich vor. Wir versuchten alles – Wiederbelebungsersuche, Mund-zu-Mund-Beatmung. Doch es war zu spät. Phil war tot.



36. Das Begräbnis

Die Tage der Trauer waren hart. „Es wird keine Beerdigung stattfinden. Corona machte dies unmöglich“, hieß es zuerst. Da in dieser Zeit der ersten Lockerungen Geschäfte wieder aufmachen durften, war uns wenigstens eine kleine Trauerfeier im engsten Familienkreis in der Kapelle möglich. Nur ich, Catarina, die Kinder Carolina und Tom und Onkel Franz waren da, mehr nicht. Ich trug einen schwarzen Anzug und weißes Hemd. Wir alle mussten auf Abstand bleiben und Masken tragen – auch der Pastor, der sie nur bei der Rede kurz abnahm.

Die Beerdigung war zu düster, um ins Detail zu gehen. Der Pastor hielt seine Rede in der Kapelle inmitten einer Vielzahl von Kerzen und Blumensträußen. Dann konnten wir fünf nacheinander von Phil Abschied nehmen. Sein kleiner Körper lag im offenen Sarg. Dann trugen vier schwarzgekleidete Männer mit Mützen den Sarg zu der Grabstelle. Es war schrecklich, als der kleine Kindersarg in die Grube herabgelassen wurde. In mir starb fast alles ab. Ich hatte keine Gefühle, keine Hoffnung mehr. Nur grenzenlose Trauer.



Auch Catarina und die Kinder waren erschüttert. Sie weinten, konnten die Situation nicht begreifen. Ich verfiel in Depressionen, Catarina ebenfalls und die Kinder waren geschockt. Um Carolina und Tom kümmerte sich Onkel Franz, der ebenfalls erschüttert war und die Situation nicht begreifen konnte. Ich machte Carolina nicht für den Tod ihres jüngsten Bruders mitverantwortlich. Nein. Es war meine Schuld. Und auch Catarina hätte mehr aufpassen sollen. Und Corona hatte Schuld. Es war einfach eine Verkettung von unglücklichen Umständen.

37. Trauer (es geht steil abwärts)

Die Tage der Trauer waren hart und wir weinten viel. Wir bekamen viele Beileidskarten. Normalerweise hätte uns gemeinsamer Zusammenhalt gestärkt. Doch Catarina und ich fanden nicht mehr zueinander. Wir hatten uns zu sehr auseinandergelebt und dann kam noch Phils Tod hinzu. Doch damit war es nicht genug. Mein Alkoholproblem verschlimmerte sich und ich ließ meine Trauer, meine blinde Wut an meinem Umfeld aus. Auch Catarina ließ sich gehen, trank, ging immer öfters weg, hatte verschiedene Affären und vernachlässigte die Kinder. Es war eine einzige virale Abwärtsspirale.

Onkel Franz besuchte uns und wollte helfen, doch er konnte nicht. Es war zu spät. Das Jugendamt wurde eingeschaltet, kam und durchsuchte die Wohnung. Sozialarbeiterinnen vom Amt befragten die Kinder, die Nachbarn, die Lehrer. Schließlich wurden wir zu einem Termin vorgeladen. Nachbarn hatten uns verleumdet und als schlechte Eltern dargestellt, die ihre Kinder vernachlässigten.

Ich wollte einen Anwalt einschalten, hatte aber kein Geld für einen Anwalt und auch Onkel Franz konnte nicht alles zahlen, wenn das sein Rentenbudget sprengte. Also erschien ich im Mai 2020 ohne rechtlichen Beistand mit Catarina, die von einer Dolmetscherin begleitet wurde, im Jugendamt. Dort saßen wir mit zwei Beamtinnen und einer Psychologin an einem großen Tisch. Wir berieten, wie es mit unserer Familie weitergehen sollte, welche Probleme es in unserer Familie gab und was für das Wohl der beiden Kinder am besten war.

Catarina machte mich beim Jugendamt schlecht, erzählte, dass ich Alkoholiker sei, nicht für die Familie sorgen könne und ein schlechter Vater sei.

Das war sehr dumm von ihr, denn jetzt wussten sie, dass die Beziehung kaputt war und gaben uns als Familie keine Chance – und beschlossen dadurch, uns die Kinder wegzunehmen. Die Liste der Beschuldigungen gegen mich wurde immer grösser. „Herr Wachter, Sie haben die Aufsichtspflicht vernachlässigt“, sagte Frau Röhrs vom Jugendamt, „Wenn Sie aufgepasst hätten, dann wäre Phil noch am Leben.“ Das waren harte Anschuldigungen. Die sie nicht beweisen konnte.

Dann rächte ich mich und machte Catarina auch schlecht, zum Beispiel, dass sie auch zu viel trank, auf Partys ging, Affären hatte und sich nicht um die Kinder kümmerte. Dann verteidigte ich mich: „Ich bin sehr erschüttert was passiert ist. Ich tat mein Bestes in der Coronazeit. Ich musste mich um Kinder kümmern, versuchen Aufträge zu bekommen. Ich hatte viele Sorgen und Verpflichtungen. Mehr ging nicht“, sagte ich verzweifelt um Verständnis ringend.

Daraufhin zogen sich die Frauen kurz zur Beratung ins Nebenzimmer zurück. Dann kamen sie wieder und setzten sich uns gegenüber an den Tisch. Dann kam ihr Urteil. Sie waren der Meinung, dass wir als Eltern ungeeignet waren und uns die Kinder entzogen werden. Ich war geschockt und auch Catarina. Das Amt hatte in der Coronakrise für unsere Probleme kein Verständnis.

Ich konnte nichts mehr tun, wollte aber bis zum Schluss darum kämpfen, dass die Kinder bei uns bleiben oder – falls wir uns trennen sollten – bei mir bleiben könnten. Oder dass die Kinder wenigstens mit meinem Besuchsrecht bei ihr bleiben konnten. Doch ich konnte sie nicht überzeugen und von dem Urteil abbringen. Dann kam es noch härter.

Als ich vom Einkaufen nach Hause kam, waren die Kinder schon weg. Das Jugendamt hatte die Kinder bereits abgeholt und sie irgendwo (vermutlich in einer anderen Stadt) in ein Heim gebracht. Ganz hart. Catarina weinte. Auch ich weinte.

Dann beschloss Catarina endgültig auszuziehen und erst mal bei ihrer Schwester zu wohnen. Ich ließ sie gehen und blieb ganz alleine in unserem Haus zurück.

Ende Juni kam eine eidesstattliche Erklärung per Post ins Haus. Mein Konto, Haus, alles war gepfändet. Ich hatte über Wochen meine Briefe nicht mehr geöffnet und auf Mahnungen nicht reagiert. Onkel Franz wollte mir helfen. „Hans, wir müssen dringend etwas unternehmen. Zur Bank und einen Notkredit aufnehmen. Du bist sonst völlig ruiniert“, sagte Onkel Franz. Sofort machten wir einen Termin bei der Bank. Da ich fast pleite war und schon mehrere Hypotheken auf meinem Haus lasteten, bekäme ich nur einen Kredit, wenn ich Onkel Franz eine Vollmacht auf mein Konto geben und wenn er für mich bürgen würde. Nur dann wäre die Bank einverstanden, mir einen Notkredit zu geben. Das klappte leider nicht so, wie wir das wollten, wir bekamen nur eine kleine Summe genehmigt.

So musste ich doch mein Elternhaus verkaufen und in ein kleineres, günstigeres Haus

umziehen. Das könnte ich mir nur leisten, wenn ich das ältere, wertvollere Haus zu einem guten Preis verkaufte, um die Schulden zu tilgen. Für das restliche Geld hoffte ich, ein kleines Haus zu bekommen. Das alles wollten wir im Herbst durchziehen. Franz hatte schon einen Makler besorgt, den er noch von früher kannte. Bis dahin sollte ich vorübergehend bei Onkel Franz wohnen. Ich zog schon im Juni bei ihm ein. Aufträge als Fotograf hatte ich in dieser Zeit leider immer noch keine und sah auf lange Sicht keine Zukunftsperspektive, denn ich konnte mir das Studio nicht mehr leisten. Ohne Aufträge war die Miete nicht länger zu bezahlen.

38. Gekämpft und doch verloren

Da ich immer noch um meinen verstorbenen Sohn Phil trauerte, mich die Trennung von meiner Familie belastete (ich sah meine Kinder Tom und Carolina so gut wie gar nicht mehr, die sich in einem Heim befanden) und ich mich kurz vor einem Nervenzusammenbruch befand, riet mir Onkel Franz nach Österreich zu fahren, um eine Woche oder länger Urlaub zu machen. Das musste sein! Er schenkte mir dafür schließlich 800 Euro. Aber ich musste ihm versprechen weniger Alkohol zu trinken! Am besten keinen einzigen Tropfen mehr. Ich versprach meinen Alkoholkonsum, der in letzter Zeit zu viel geworden war, zu reduzieren. Schon darüber war Onkel Franz froh. Mehr ging nicht. Schon mehrmals hatte ich in letzter Zeit versucht, meinen Alkoholkonsum zu reduzieren – trotz der getrübten Stimmung, die mich oft wie ein Würgegriff umklammerte. Doch bisher fehlten mir nach all den tragischen Ereignissen die Kraft und der Wille dazu.

Ich packte also in meinen kleinen Rucksack Hemd, Unterwäsche, Hose (heimlich ein paar Bierdosen) und meine Malsachen ein und etwas zu lesen. Dann ging ich mit dem gepackten Rucksack noch ein wenig am Tiergarten spazieren. Wir hatten nun Anfang August. Vor einigen Tagen war hier die bisher größte Anti-Corona-Demo in Berlin gewesen, eine Demonstration gegen die Corona-Hygiene-Regeln. Was ich jetzt im Tiergarten sah, erschütterte mich. Überall Müll lag herum, Kot, Papiertücher und die Mülleimer quollen über. Viele Leute, besonders die jungen, hielten sich nicht mehr an die Maskenpflicht, nicht mehr an die Abstände. Sie waren oft dicht beieinander, feierten, tranken. Viele sehnten sich nach Feiern, nach Partys, nach Nähe und das ging eben auf zwei Meter Abstand nicht. Viele Leute fühlten sich von der Regierung kontrolliert, leugneten auch Corona, hatten Existenzängste, waren unzufrieden, mehrere waren auch arbeitslos oder pleite – es gab zahlreiche Gründe.

Es gab heimliche Partys nachts im Neuköllner Volkspark Hasenheide, und in anderen Parks und Wäldern Berlins, die von der Polizei oft aufgelöst werden mussten. Und nicht nur in Berlin, sondern auch in anderen Bundesländern Deutschlands. Viele fürchteten auch deshalb die zweite Corona-Welle!

Nach einiger Zeit hatte ich genug von dem Anblick und wollte vom Tiergarten weg – auch, weil es in Ecken unerträglich nach Urin, Kot roch...



Vor meiner Abfahrt wollte noch ich Malika besuchen und fuhr zu ihrer Wohnung. Ich wollte gerade klingeln, als ich hinter ihrer Tür Stimmen hörte. Es waren die von Malika und einem fremden Mann. Sie hatte offensichtlich Besuch. War es ihr Ex David? Ich observierte ihre Wohnung genauer. Nicht nur vor der Tür im Treppenhaus. Sondern wenig später auch von draußen. Nach einiger Zeit erkannte ich, dass es wirklich ihr Ex war. Ich sah ihn von der Straße aus am Fenster. Dann hatte ich genug davon und ging. Ich wollte später nur noch meine 150 Euro einfordern, die sie eigentlich Anfang April zahlen wollte, aber bis jetzt immer noch nicht überwiesen hatte – trotz der Mahnungen, die ich ihr geschickt hatte. Aber jetzt wollte ich einen Anwalt einschalten, der das Geld eintreiben würde und dann mit ihr endgültig Schluss machen!

Eine unbeschreibliche Traurigkeit stieg in mir auf. Ich dachte wie immer in dieser Zeit auch an Phil. An meine Kinder, die ich kaum sehen konnte, an die Trennung von Catarina, an meine finanziellen Probleme, an den ganzen Coronamist, an meine jetzt miesen Zukunftsaussichten. Mein emotionaler und körperliche Zustand war desolat, auch weil ich seit Monaten nicht mehr schlafen konnte und ich mit Alkoholproblemen zu kämpfen hatte. Ich fuhr zum Hauptbahnhof, löste für 99 Euro eine Fahrkarte mit der Bahn nach Österreich, nahm die Bahn und fuhr los.



Unterwegs in der Bahn verschlechterte sich meine Stimmung und ich beschloss mich umzubringen – zu tief saß noch die Trauer über den Tod von Phil und den Verlust meiner Familie. Durch das Zugfenster in die Ferne blickend sinnierte ich:
„Ich habe alles gemacht und versucht. Trotzdem habe ich es nicht geschafft. Es war unmöglich. Ich konnte nur wählen zwischen einem Pott Mist und einem anderen Pott Mist. Ich konnte es einfach nicht schaffen, mich gleichzeitig um meine Kinder, um einen Job und all das andere zu kümmern. Entweder vernachlässige ich die Kinder oder gehe pleite in der Ausnahme-Coronazeit. Ich konnte es mir aussuchen. Aber ich traf die falschen Entscheidungen. Aber alles ging eben nicht. Und ohne Unterstützung von Onkel Franz sowieso nicht. Und dann kam auch noch die Geschichte mit dem Schmetterlingsmonster dazu, dann die Trennung von Catarina. Vielleicht hätte ich mich mehr um sie kümmern sollen? Aber wie hätte das in der Coronakrise mit all den Problemen funktionieren sollen? Mehr ging einfach nicht. Wenn sie zu mir gehalten hätte, wenn sie mehr Geduld und Verständnis gehabt hätte und treu geblieben wäre, wäre Vieles sicherlich besser gelaufen. Aber sie hielt leider nicht zu mir. Das war eben so und nicht anders. Ich musste mich damit abfinden. Und dann kam noch Phil's Tod. Damit kann ich mich niemals abfinden. Vieles hätte schlimmer nicht kommen können!

Und wenn ich doch in dieser Situation nur hätte klar denken können. Meine Emotionen glichen wilden Meereswogen: „Hätte es Corona nicht gegeben, wäre alles anders gelaufen. Alles wäre in Ordnung! So habe ich also gekämpft und am Ende doch alles verloren. Und in Österreich werde ich mein Ende finden.“

39. Das Ende

Nach seiner elfstündigen Fahrt kam der Zug in Wien an. Ich fand ein Hotel für eine kurze Nacht. Nach dem Frühstück fuhr ich zum Hauptbahnhof und löste eine Fahrkarte nach Semmering. Es sollte meine letzte Fahrt sein.

Ich aß meine Pommes, Hähnchen, Salat und trank Bier. Und schrieb das letzte Kapitel meiner Geschichte.

Dann kam ein fein gekleideter Mann in mein Abteil. Er setzte sich mir gegenüber. Nach einer Weile sagte er: „Sie sehen bedrückt aus“. Ich antwortete nicht. „Ich bin ein Prediger der guten Botschaft. Ich will Ihnen helfen“, sagte er. „Ich will nicht mehr leben. Ich habe keine Hoffnung mehr“, brach es aus mir heraus. „Was ist denn passiert?“, fragte der Prediger.



„Mein Sohn Phil ist tot. Ich habe ihn umgebracht, weil ich mich zwar um ihn gekümmert hatte in der Coronakrise, aber es war trotzdem nicht genug. Nicht genug, um ihn am Leben zu erhalten. Und ich habe meinen Nachbarn Marcus umgebracht. Auch habe ich meine Familie verloren und bin fast pleite“, sagte ich, „Ich kann nicht mehr mit diesem schlechten Gewissen und dieser Schuld leben. Ich gestehe alles“. „Es wird alles gut. Gott sei Deiner Armen Seele gnädig. Gott reicht Dir die Hand und richtet Dich auf“, sagte der Prediger und legte seine Hand sanft auf meine Schulter.

Und so geht meine Geschichte doch noch weiter...